

DIE WELTWOCHEN



Freiheit für Julian Assange

Im Londoner Prozess stehen die Meinungs- und Medienfreiheit auf dem Spiel.
Sevim Dagdelen, Milosz Matuschek, John J. Mearsheimer und Roman Zeller (London)

Optimismus ist Pflicht

Der Westen krankt an verlorenem Zukunftsglauben. *Klaus Schwab*

«Liebe und Respekt für Donald Trump»

Gangsta-Rapper Snoop Dogg verneigt sich vor seinem Idol.
Mark van Huissing

Franz Kafka
Er ist die Axt für
das gefrorene Meer
in uns

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Scholz stoppt den Taurus

Deutschland wird vorerst keine Marschflugkörper gegen Russland zur Verfügung stellen. Offenbar hat der vielkritisierte SPD-Kanzler Olaf Scholz sein Veto eingelegt. Damit verhinderte er, dass sich die Bundesrepublik immer tiefer in den Ukraine-Krieg verstrickt. Denn mit dem Taurus hätten auch deutsche Experten mitgeliefert werden müssen, um die anspruchsvolle Waffe zu bedienen. Ohne das Nein von Scholz wären 79 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wieder deutsche Soldaten im Feld gestanden gegen Russland.

Interessant ist, dass selbst Schweizer Zeitungen wie die NZZ von einer «befremdlichen» Haltung der Sozialdemokraten sprechen. Auch die meisten deutschen Zeitungen sind für den Taurus, Kriegsantreiber aus der gesicherten Deckung des eigenen Schreibtischs. In der Bundestagsdebatte machten CDU, FDP und Grüne für den Marschflugkörper Druck. In einem Interview hatte der CDU-Militärsprecher Roderich Kiesewetter auf die ihm eigene Weise sogar ausdrücklich gefordert, den «Krieg nach Russland» zu tragen, «Öl-Raffinerien, Ministerien und Armee-Stützpunkte» anzugreifen.

Das sind schon spektakuläre Töne aus Deutschland, wenn man bedenkt, dass die deutsche Wehrmacht und nationalsozialistische «Sonderkommandos» noch vor wenigen Jahrzehnten einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen Russland führten, Massengräber aushoben, Zivilisten massakrierten und im Zuge des Ostfeldzugs schliesslich auch Ernst machten mit ihrer Drohung, das jüdische Volk auszurotten. Es war Stalins Rote Armee, die in Stalingrad und Kursk der deutschen Militärmacht das Rückgrat brach mit unvorstellbaren eigenen Opfern, deren Zahl bis Kriegsende auf über 20 Millionen stieg, ein Blutzoll, der um ein Vielfaches übertraf, was die Amerikaner, Briten und Franzosen von Westen her aufzubieten hatten.

Oft ist in Berlin von der «historischen Verantwortung» die Rede. Der hehre Anspruch allerdings scheint sich nicht auf die von den Deutschen so brutal misshandelten Russen zu beziehen. Fast so, als ob sie diese Erinnerungen betäuben, aus ihrem Gedankenspeicher löschen, überdröhnen wollen, schwelgen die einschlägigen Politiker und Meinungsmacher in der Dämonisierung des heutigen russischen

Regimes. Putin hat inzwischen den Status eines Ersatzteufels eingenommen, nur noch knapp, wenn überhaupt, hinter Hitler. Mit der jeder geschichtlichen Erkenntnis trotzenden Verketzerung sollen alle Zweifel beseitigt, jeder Widerspruch entkräftet, jede Diskussion verhindert werden. Medien und Politik beschwören so, sich wechselseitig verstärkend, eine Stimmung absoluter Unzweideutigkeit herauf, in der sich am Ende schon gar niemand mehr auch nur trauen soll, die Stimme dagegen zu erheben.

Deshalb erfährt man in Deutschland nur wenig oder kaum, wie sich der Krieg in der Ukraine tatsächlich entwickelt. Die grossen Medienhäuser versuchen fast krampfhaft, den Eindruck zu erwecken, die Ukraine könne die Russen militärisch noch besiegen, es brauche nur einfach noch mehr Waffen und Geld aus dem Westen. Die Realität zeigt ein anderes Bild: Nach dem Fehlschlag der grossangekündigten Sommeroffensive ging nun auch die Schlacht um den strategisch wichtigen Stützpunkt

Wie lange noch wollen sie es in Berlin verdrängen? Die Strategie des Westens gegen Russland ist gescheitert.

Awdijiwka für die Ukraine offenbar in einem blutigen Debakel zu Ende. Präsident Selenskyjs Haltebefehle erwiesen sich als sinnlos, als für die eigenen Truppen extrem tödlich und insofern vielleicht auch als verbrecherisch. Seine protestierende Armeeführung entliess er kurzerhand. Unsere Medien spielen es nach Kräften herunter.

Wie lange noch wollen sie es in Berlin verdrängen? Die Strategie des Westens gegen Russland ist gescheitert. Die Wirtschaftssanktionen haben Russland nicht geschwächt, sondern Europa, insbesondere Deutschland. Militärisch setzt sich die massive Übermacht der Russen allmählich durch. Das ist kein Wunder. Im Krieg gewinnt meistens das Land, das mehr Menschen, mehr Material und mehr industrielle Kapazität investieren kann. Inzwischen produziert die russische Kriegsindustrie mehr Munition als alle Staaten des Westens zusammen. Selenskyj wiederum fällt es immer schwerer, seine ausgebluteten Reihen zu füllen. Die jungen Leute verstecken sich, verlassen das Land. Für den

Kriegsdienst ziehen die Behörden inzwischen die über Fünfzigjährigen ein.

Es wäre die vernünftigste und auch humanste Lösung, würden die Amerikaner ihren durch die westlichen Ermutigungen und Beweihräucherungen übermütig, vielleicht auch etwas grössenwahnsinnig gewordenen Präsidenten in Kiew überreden, auf die Verhandlungsangebote Putins einzusteigen. Doch die westlichen Politiker haben sich in ihrer Dämonisierung des Kremlchefs derart verrannt, dass es ihnen Mühe zu bereiten scheint, aus der eigenen Propaganda auszusteigen. Anstatt auf kühle Berechnungen, treiben im Westen Gefühle des Hasses und der moralischen Überheblichkeit die Politik. Man ergötzt sich geradezu an Vorstellungen der eigenen Vortrefflichkeit, die umso vortrefflicher erscheint, als man den Gegner auf das Unerbittlichste verteuftelt.

Dabei sind einige Regierungen im Westen im Begriff, selber die Freiheit mit Füßen zu treten. Russland ist von jeher ein autoritär geführter Staat, und Regimekritiker landen schnell mal im Gefängnis oder werden beseitigt. Ohne alles in den gleichen Topf zu werfen, darf man feststellen, dass sich der Westen im Quervergleich auch nicht allzu blütenrein ausnimmt. Die Amerikaner zögern keine Sekunde, Länder anzugreifen, die sie als Bedrohung empfinden (Irak). Sie unterhalten Straflager wie Guantanamo, in denen Häftlinge gefoltert werden. Der australische Journalist Julian Assange mag kein Nawalny sein, aber auch er schmort seit Jahren unter zweifelhaften Gründen in einem englischen Hochsicherheitsgefängnis. Die Amerikaner wollen ihn für 175 Jahre hinter Gitter bringen, weil er US-Kriegsverbrechen im Nahen Osten aufzudecken half und damit amerikanische Menschenleben gefährdet habe.

Sollten die USA mit ihrer Anklage durchkommen, steht künftig wohl jeder Journalist mit einem Bein im Gefängnis, der es wagen sollte, die Amerikaner in ihren Kriegen zu kritisieren. Kurzum: Alle Grossmächte haben ihre dunklen Seiten. Wir aber sollten uns nicht selektiv darin verbeissen, sondern alles daransetzen, Kriege zu verhindern oder zu beenden. Vielleicht ist das Scholz-Veto gegen den Taurus ein erster kleiner Schritt zurück zur friedlichen Vernunft. R. K.

Martin Renner, der Erfinder der AfD, blickt auf sein Werk, Jan van de Beek spricht über die Folgen der Massenmigration, Matthias Matussek liest Franz Kafka und ist erleuchtet

Sie ist derzeit in aller Munde: die Alternative für Deutschland (AfD). Doch wer hat sie erfunden? Martin Renner. Das Mitglied des Bundestags ist der letzte verbliebene Parteigründer. Mehr noch: Ohne ihn gäbe es die AfD so gar nicht. Mit einer Brandrede überzeugte er vor elf Jahren den Professorenklub um Eurokritiker Bernd Lucke von der Gründung einer politischen Partei. Und er steuerte auch ihren Namen und ihr Logo bei. Renner hat eine interessante Karriere in der Wirtschaft zurückgelegt und zehrt, wie er Philipp Gut erzählt, bis heute von der Schulung durch Jesuiten, die ihn unter anderem in der dialektischen «Kunst des Rechtbehaltens» unterwiesen haben. **Seite 20**

Migrationsforscher aus den Niederlanden lassen aufhorchen. Sie haben die «Folgen der Einwanderung für die öffentlichen Finanzen» berechnet. Setze sich die Masseneinwanderung fort wie gewohnt, bedeute dies «das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen», lautet die Kernbotschaft. Am teuersten sind Flüchtlinge aus Afrika und dem Nahen Osten, belegt die in ihrer Art bislang einzigartige Studie. Anders als oft behauptet wird, bringen Zuwanderer im Schnitt keinerlei positive Effekte für die Staatskasse. Die Forscher verstehen ihre Studie als Weckruf für



Der ums Leben schrieb: Kafka.

die Politik. Gemäss Uno-Prognosen wird die Migration aus Afrika und dem Nahen Osten nach Europa massiv steigen. Um die Zerstörung unserer Sozialsysteme zu verhindern, «sollten wir mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen. Unbedingt», sagt Mitautor Jan van de Beek im Gespräch mit der *Weltwoche*. **Seite 22**

Sein Leben lang war unser Autor Matthias Matussek von Franz Kafka fasziniert. Kafka zwingt zur Selbstbegegnung, deshalb beginnt Matusseks Reportage-Essay mit einer solchen im mitternächtlichen Prag. Anlass für seinen Essay ist eine neue Kafka-Erkundung des Schriftsteller-Philosophen Rüdiger Safranski. Besonders aktuell ist für Matussek Kafkas Roman «Der Prozess», der mit dem Satz beginnt: «Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.» Da wir in Zeiten lebten, in denen staatliche Stellen zur Denunziation aufforderten und die Anklagen auf vagestmögliche Weise erhoben würden, so Matussek, «wird auch dieser Roman auf bitterste Weise aktuell bleiben». Gleichzeitig bleibe Kafka auch ästhetisch ein Richtmass der Perfektion. Seine Prosa ziele direkt ins Herz, seine Bücher seien absolute Literatur, schreibt Matussek über seinen Helden. Ein Entrücktheitszauber und Jenseitsrausch beseele diese Werke, die noch hundert Jahre nach dem Tod ihres Schöpfers leuchteten. Auf sieben reich bebilderten Seiten spürt Matussek der Faszination Kafka nach – mit einer Sprachmächtigkeit, die dem Gegenstand seiner Untersuchung durchaus angemessen ist. **Seite 33–40**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

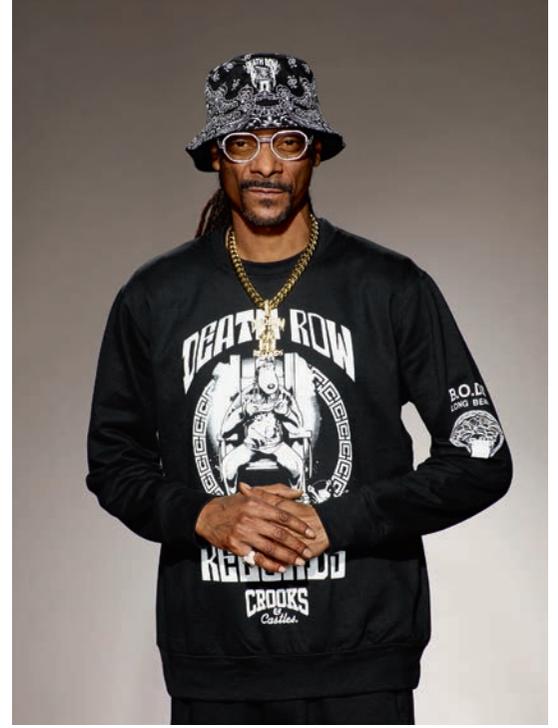
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Schönheit ohne Grenzen: Karolina Shiino, S. 19



Trump ist Trumpf: Snoop Dogg, S. 16

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Milosz Matuschek
Freiheit für Julian Assange
- 7 John J. Mearsheimer Beruf: Reporter
- 8 Prozess in einer anderen Galaxie
Verfahren gegen Julian Assange in London
- 9 Matthias Matussek
Liebes Zusammenland
- 10 Justiz
Julian Assange und die Heuchelei in München
- 10 Personenkontrolle
- 11 Berlin Bundestag
«Moralisch schwer zu ertragen»
- 12 «In Russland bedeutungslos»
Jacques Baud über Alexei Nawalny
- 14 Medien
Gonzalo Lira und die Propaganda
- 15 Kurt W. Zimmermann
Medien im Massenaufmarsch
- 16 Snoop Dogg
Ein Herz für Donald Trump
- 18 Klaus Schwab
Optimismus ist Pflicht
- 19 Frauen
Karolina Shiino
- 20 Martin Renner
Der Mann, der die AfD erfand
- 22 Jan van de Beek
Migration zerstört
den Wohlfahrtsstaat
- 26 Ursula von der Leyen
Stählernes Röschen
- 27 Anabel Schunke
Undemokratische Umtriebe
- 28 P.J. Blumenthal
Showdown der Muslime
- 32 Tamara Wernli
Zirkus der Hilfsorganisationen
- 50 Leserbrief

AUTOREN: FRANZ KAFKA

- 33 Er ist die Axt für das
gefrorene Meer in uns
Kafka trifft ins Herz

LITERATUR UND KUNST

- 41 Ikone der Woche
- 42 War Tolkien rechtsextrem?
Neue Briefe, neue Einsichten
- 44 Bücher der Woche

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex

Freiheit für Julian Assange

Wer die Macht herausfordert, bekommt in allen Systemen Probleme – auch in der Demokratie. Der Fall des australischen Journalisten offenbart die Doppelmoral des Westens.

Milosz Matuschek

Was gibt's Neues bei Assange? Diese Frage bekam ich in den letzten Jahren häufig gestellt. Häufig von Journalisten. Immer wieder habe ich über das Schicksal des Wikileaks-Gründers berichtet, der für die Veröffentlichung von Kriegsverbrechen der USA und zahlreiche wahrheitsgetreue Enthüllungen, die den Mächtigen gefährlich wurden, seit nunmehr fast fünf Jahren im Hochsicherheitsgefängnis Belmarsh sitzt und auf seine Auslieferung in die USA wartet.

«Nichts Neues», ist keine gute Antwort, wenn man andere Journalisten dazu animieren will, ebenfalls zu berichten (oder mal zu recherchieren). Denn Journalismus liebt Ereignisse, also Neuigkeiten. Und hasst Zustände. Denn Zustände sind bekannt, also langweilig. Doch dieser Zustand ist ein Dauerskandal, und er wird nicht kleiner, sondern immer grösser, je länger er andauert. Der Fall Assange ist ein stetig anschwellender Dauerskandalballon. Mal wieder steht es für Assange Spitz auf Knopf: ein neuer Verfahrenstermin, immer neues Hoffen, neues Bangen. Dabei gibt es nur eine richtige Entscheidung: Assange freizulassen.

Blinde Flecken

Wenn ich an das Schicksal des Wikileaks-Gründers denke, kommt mir ein Zitat des polnischen Aphoristikers Stanislaw Jerzy Lec in den Sinn: «Diejenigen, die ihrer Zeit voraus waren, mussten auf diese oft an sehr unangenehmen Orten warten.» Assange hat – wie kein anderer – den blinden Fleck des «Wertewestens» offengelegt: Es gibt sie eben doch, die Dissidenten in der «freien Welt», also dort, wo es per definitionem keine Dissidenten geben kann, denn jeder ist hier doch frei, seine Ansichten im Rahmen der Gesetze zu äussern. Diese Illusion hat Assange zerstört. Die USA und Grossbritannien zeigen ihre hässliche Fratze, indem sie Assange mehr oder weniger auf Raten zu Tode quälen. Kein medialer Aufschrei, keine Demonstration, kein Solidaritätskonzert, kein Eingreifen eines UNO-Folterbeauftragten hat daran je etwas geändert. Das Schicksal Assanges wurde zum Gradmesser, zur Fieberkurve des Werteverfalls des Westens.



Lichtstrahl der Transparenz: Wandzeichnung in London.

Am Schicksal des bekanntesten Häftlings des Westens lässt sich das Schicksal von uns allen ablesen. «Freiheit ist unteilbar», sagte einst John F. Kennedy in seiner Berliner Rede. Wenn nur einer verklart ist, sind es alle. Man muss ergänzen: in unterschiedlichem Masse, sicherlich. Aber eben doch. Denn wenn das Recht im Fall Assange keine Rolle zu spielen scheint, wer will dann darauf vertrauen, dass es für ihn selbst gilt? Der Wertewesten hat sich selbst aus den Angeln gehoben, die Alte Welt ist aus den Fugen. Die Zeichen des Niedergangs sind für alle unverkennbar.

Es gibt keine Demokratie ohne Transparenz und letztlich ohne Rechenschaftspflicht der gewählten Repräsentanten gegenüber dem Volk, dem Souverän. Wie soll jemand in der Demokratie Entscheidungen treffen, wenn ihm wesentliche Informationen vorenthalten bleiben? Das Wirken von Assange zielte genau auf diesen Punkt. Erst durch maximale Transparenz lassen sich Korruption und nachteiliges Wirken zu Lasten des Bürgers verhindern. Kriege beginnen mit Lügen. Frieden kann es nur dort geben, wo die Wahrheit noch etwas zählt.

Assange hat die Kriterien offengelegt, nach denen Demokratien gegen Regimekritiker vorgehen. Es scheint eine einfache Regel zu geben:

Wer sich in seinem Wirken auf der vertikalen Ebene bewegt, also die Beziehung oben versus unten, Eliten gegen Volk, kritisch thematisiert, kommt auf die Abschussliste. Der Schuss erfolgt

Wer die Beziehung oben versus unten kritisch thematisiert, kommt auf die Abschussliste.

aber nicht sofort, sondern erst, wenn man mit der Kritik die kritische Masse erreicht. Wer die Zentren der Macht gefährdet, und zwar ab einer gewissen Wahrnehmungsschwelle, der lebt in allen politischen Systemen gefährlich, egal, ob in Diktaturen oder Demokratien.

Die Machtzentren wehren sich immer mit dem gleichen Muster der willkürlichen Gewalt, Zersetzung und Solidaritätsentziehung. Die CIA plante sogar, Assange zu ermorden. Für die kleineren Fische tut es das bewährte Zersetzungsprogramm: Wer auf der vertikalen Ebene zu kritisch unterwegs ist, wird auf der horizontalen Ebene, dem Links-rechts-Schema, in seine Einzelteile zerlegt. Die Bauernproteste in Deutschland wurden sofort auf einen Kampf gegen rechts umgeframet. *Astroturfing* oder «Kunstrasenbewegung» nennt man die Entstehung staatlich

gewollter Pseudo-Protestbewegungen. Die Empörung wird umkanalisiert, weg von den Zentren der Macht, hin zum Gegner. Gerade läuft in Deutschland eine mediale Kampagne gegen den reichweitenstarken Podcast «Hoss & Hopf», in welchem zwei freiheitsliebende Unternehmer mit grossem Erfolg die Weltlage kommentieren. Merke: Mit dem Erfolg kommt das Etikett «rechts» fast automatisch. Auch bei Assange hat man versucht, verschiedene Sudel-Etiketten aufzukleben, um die Solidarität mit dem Wikileaks-Gründer zu brechen: Antisemit, Putin-Freund, Spion, Vergewaltiger.

Das wahre Gesicht

Dieses durchschaubare Spiel der Etikettierung und Solidaritätsablenkung wird umso abstruser, wenn man sieht, wem der Wertewesten und seine Protagonisten ungeteilte Solidarität bis hin zur Nibelungentreue zukommen lässt: der ukrainischen Militärführung, die mit Nazisymbolik auftritt; einem Alexei Nawalny, der seine rassistische und rechtsradikale Gesinnung offen zur Schau trug, Hauptsache, es ging gegen Putin (der Tod des amerikanischen Journalisten Gonzalo Lira in einem ukrainischen Gefängnis interessierte im Westen niemanden). Einem Benjamin Netanjahu, dessen rechtsextreme Regierung laut Beschluss des Internationalen Gerichtshofs (IGH) dabei ist, einen Völkermord in Gaza zu begehen. Manche nennen all das Heuchelei oder Doppelmoral. Tatsächlich ist es viel mehr: Es ist die Offenbarung des wahren Gesichts des Westens durch die öffentliche Aufgabe seiner Masstäbe. Es ist eine Kapitulation des Rechts vor der Macht. Ein Wertewesten, der in gänzlicher Werteverwirrung agiert, wird von niemandem mehr ernst genommen. Für diese Form der Legitimationssabotage braucht es noch nicht mal Gegner. Wer will, findet diese Ungereimtheiten an jeder Ecke, sie quellen dem System förmlich oben aus dem Kragen heraus: Wer den Klimawandel durch pupsende Kühe verhindern will, aber zugleich moralisch treffsicher glaubt, die Kriegsmaschinerie hochfahren zu können, hat jedes Misstrauen verdient.

Assange ist ein Aufdecker und radikaler Wahrheitsfreund. Und damit einer von denen, welche die Demokratie am Leben erhalten, während das Leben aus ihm entweicht. Assange wusste: Man kann als Journalist Schlimmeres verhindern, wenn man den Lichtstrahl der Transparenz auf den dunkelsten Fleck richtet. Er selbst tat es immer wieder. Die Welt, die ihm in Sachen Aufklärungsarbeit mehr zu verdanken hat als jedem anderen Journalisten, kann ihm gerade genau dadurch die grösste Ehre erweisen: indem sie das grelle Licht der Öffentlichkeit auf seinen Fall richtet.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Beruf: Reporter

Julian Assange ist Investigativjournalist. Er darf nicht für die Ausübung seiner ehrbaren Tätigkeit verfolgt werden.

John J. Mearsheimer

Im Assange-Prozess geht es um eine Vielzahl von Verschlussachen, die Chelsea Manning, eine Regierungsangestellte, Julian Assange zugespielt hat, einem Journalisten, der Wikileaks betrieb, eine berühmte Website, auf der geheime und private Dokumente veröffentlicht werden, die nicht das Licht der Welt erblicken sollten. Manning wurde erwischt und bestraft, weil sie eine Regierungsangestellte war und gegen das Gesetz versties, indem sie Assange geheimes Material zuspielte.

Assange ist jedoch Journalist und hat nicht gegen das Gesetz verstossen, da es für Journalisten üblich ist, Verschlussachen zu veröffentlichen, die ihnen von Regierungsinsidern zugespielt werden. Würden Journalisten in den USA für die Veröffentlichung von Verschlussachen ins Gefängnis kommen, wären die Gefängnisse mit vielen der berühmtesten amerikanischen Reporter von Zeitungen wie der *New York Times*, der *Washington Post* und dem *Wall Street Journal* gefüllt.

Gut und wichtig

In den USA hat sich im Laufe der Zeit eine reiche Tradition herausgebildet, bei der Insider Informationen über geheime politische Mass-

nahmen an Journalisten weitergeben, die diese Informationen veröffentlichen, damit die Öffentlichkeit sie bewerten und sich gegen eine fehlgeleitete Politik zur Wehr setzen kann. Der bekannteste Fall, der dieses Phänomen veranschaulicht, betrifft die berühmten Pentagon Papers über den Vietnamkrieg.

Es ist in Ordnung, wenn Regierungen gegen undichte Stellen vorgehen, aber es ist nicht akzeptabel, wenn Regierungen gegen Journalisten vorgehen. In der Tat würde dies die Pressefreiheit direkt untergraben, die für die

Niemandes Leben wurde durch das, was Julian Assange auf Wikileaks veröffentlicht hat, in Gefahr gebracht.

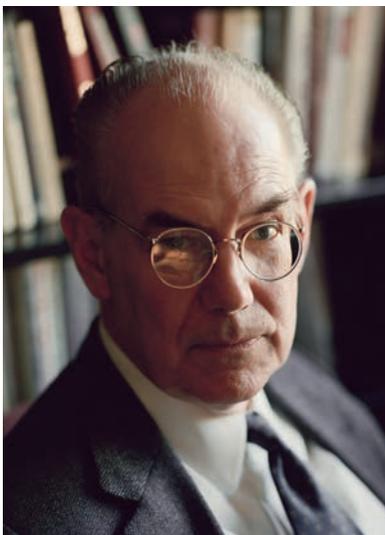
Überwachung von Regierungen und deren Rechenschaftspflicht, wenn sie eine fehlgeleitete Politik verfolgen, unerlässlich ist.

Tatsächlich ist einer der Hauptgründe, warum die US-Regierung so entschlossen ist, Assange hinter Gitter zu bringen, der, dass er den politischen Entscheidungsträgern der USA in die Parade fährt. Meiner Meinung nach ist das gut und wichtig, damit eine liberale Demokratie wie die USA so effizient und klug wie möglich arbeiten kann.

Es ist wichtig zu betonen, dass niemand wegen der von Assange veröffentlichten Dokumente verletzt wurde. Niemandes Leben wurde durch das, was er auf Wikileaks veröffentlicht hat, in Gefahr gebracht, und mit Sicherheit wurde niemand getötet. Die fehlgeleiteten Handlungen vieler US-Politiker wurden durch die Arbeit von Assange aufgedeckt, aber das ist meiner Meinung nach nur gut so.

Assange hat ausserdem bereits einen hohen Preis für seine Taten gezahlt. Er war jahrelang im Gefängnis. Eine Überstellung in die USA, wo er wahrscheinlich zu einer langen Haftstrafe verurteilt wird, wäre eine grausame und unangemessene Strafe.

John J. Mearsheimer ist Professor für Politikwissenschaften an der Universität Chicago.



In die Parade: Autor Mearsheimer.

Prozess in einer anderen Galaxie

Beim Verfahren gegen Julian Assange in London spielen sich eindrückliche Szenen ab. Wir haben uns mit seiner Familie und seinen Unterstützern unterhalten.

Roman Zeller

Hunderte haben sich vor dem Royal High Court versammelt, mit Pins am Revers, gelben Bändern, Plakaten. «Tag X» steht auf manchen, «Free Julian Assange» auf den meisten. In drei Stunden beginnt hier der Prozess gegen Julian Assange, der mit seinen Enthüllungen auf der Plattform Wikileaks berühmt wurde.

Viele, mit denen wir uns unterhalten, sprechen vom «entscheidenden Prozess». Assange wird Spionage vorgeworfen, weil er, als Journalist, westliche Kriegsverbrechen publik machte, Folterpraktiken und andere Gräueltaten. Stets im Fokus: die USA, wohin er ausgeliefert werden könnte – vierzehn Jahre nachdem Assange das toxische Material veröffentlicht hat. Seit 2019 sitzt er in einem Londoner Gefängnis für Schwerstverbrecher, dort werde er behandelt «wie ein Terrorist», heisst es aus seiner Entourage.

Über diesen Umstand empört sich auch der Satiriker und EU-Abgeordnete Martin Sonneborn, wie er im Gespräch deutlich macht. Die EU setze sich schliesslich für «Pressefreiheit und Menschenrechte» ein. Heute sei er aber «wahrscheinlich der einzige EU-Vertreter hier». Tatsächlich sind nur wenige Politiker zugegen, etwa die deutsche Bundestagsabgeordnete Sevim Dagdelen vom Bündnis Sahra Wagenknecht oder Jeremy Corbyn, der ehemalige Führer der britischen Labour-Partei. Von einer kleinen Bühne aus sprechen sie über das Fahnenmeer.

«Verfahren zerreisst die Familie»

Der Platz ist mittlerweile rappellvoll, es gibt kaum ein Durchkommen. Nicht nur Aktivisten machen Lärm, auch die vorbeifahrenden Autolenker und Buschauffeure. Aussenpolitikerin Dagdelen spricht von einem Präzedenzfall, den das Urteil für investigative Journalisten weltweit schaffen würde. Im negativen Sinn, wohlgermerkt. Ein Grundpfeiler der Demokratie sei in Gefahr.

London

Auffällig ist, dass sich vorwiegend ältere Menschen versammelt haben. Der Protest ist vielfältig, viele sehen sich als Friedensaktivisten, denen die derzeitige Gut-Böse-Unterteilung missfällt. Die westlichen Medien würden ausgiebig über den Tod des russischen Oppositionellen Alexei Nawalny berichten, während der Prozess gegen Assange nur eine Randnotiz wert sei. Wir sprechen mit Claudia, die aus Mainz angereist ist. Sie ärgert sich über Annalena Baerbock



Demokratie in Gefahr: Stella Assange.

und Robert Habeck, die als grüne Oppositionspolitiker publikumswirksam nach Gerechtigkeit für Assange riefen und nun als deutsche Minister

Das Verfahren, bei dem es um die Pressefreiheit geht, kann von der Presse nicht richtig verfolgt werden.

schweigen würden, um die amerikanische Regierung nicht zu verärgern. Sie, Claudia, wünsche sich, «dass Julian rauslaufen und seine Kinder in den Arm nehmen kann».

Dazu wird es nicht kommen: Der 52-jährige Assange kann am Prozess aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen. Seine Anwältin Jennifer Robinson sieht im Falle einer Auslieferung sogar das Leben ihres Mandanten gefährdet: Er würde «in den Selbstmord

getrieben», sagt sie zur *Weltwoche*. Halbbruder Gabriel Shipton ist sichtlich besorgt über den mentalen, aber auch physischen Zustand seines Bruders. Es gehe Julian gar nicht gut, sagt er, das Verfahren «zerreisst die Familie».

Wie bei einer Scheidung

Assanges Vater spricht mit uns über «institutionelle Gründe» für die Misere – und mögliche Verantwortliche. Zum Beispiel Hillary Clinton, die Aussenministerin zur Zeit der Wikileaks-Veröffentlichung, oder deren Nachfolger, der frühere CIA-Direktor Mike Pompeo. Sie hätten seinen Sohn aus politischen Gründen verfolgt.

Auch Assanges Frau Stella ist vor Ort. Sie geht vor ins ehrwürdige Gebäude mitten in London. Die Szene ist chaotisch. Aktivisten schreien, Autos hupen, die Ordner wissen nicht recht, wem sie Einlass gewähren sollen. In den Prozesssaal kommen nur wenige, die Sitzzahl ist auf sechzig begrenzt, es sei der mit Abstand kleinste Saal im High Court, so ein Gerücht.

Vorbei an strengen Sicherheitskontrollen werden Medienvertreter in den «Court 3» verwiesen, einen Übertragungsraum, der auch als Kulisse für einen «Harry Potter»-Film dienen könnte. Das Ganze wirkt improvisiert, der Bedeutung des Verfahrens nicht angemessen, als würde eine Scheidung verhandelt. Vorne zwei Bildschirme, wie sie in einer Wohnung stehen könnten. Personen sind nicht zu erkennen. Der Ton ist katastrophal. Umgebungsgeräusche, Widerhall, Klicks, sekundenlange Leerpausen – als wäre es eine Übertragung aus einer anderen Galaxie und nicht aus dem Nebenraum. Das Verfahren, bei dem es um die Pressefreiheit geht, kann von der Presse nicht richtig verfolgt werden.

Der Entscheid, ob Julian Assange an die USA ausgeliefert wird, wurde von den Londoner Richtern inzwischen auf März vertagt.

Die Videointerviews mit Angehörigen und Unterstützern von Julian Assange finden Sie auf Weltwoche.de.

Liebes Zusammenland

Pardon, #Zusammenland – denn du bist kein Land, sondern ein Kampagnenname diverser regierungsnaher Megafone (*Tagesspiegel, Süddeutsche Zeitung, Zeit*), eine aufgeschminkte Lüge, ein Propagandastück und in toto das Gegenteil von: «zusammen». Das nämlich ist nur ein Säuselwort, das verschweigt, dass ihr, die «Erwachten» der linken Deutungshoheit, die Gesellschaft längst zerrissen habt in Gut und Böse, in Drinnen und Draussen beziehungsweise «die dort unten», die Hillary Clinton den «basket of deplorables» nannte, einen Korb von Bedauernswerten, die sich keine Elite-Unis leisten können und nicht einsehen wollen, dass weisse Malocher Unterdrücker sind, weil sie weiss sind, und braune Staatssekretärinnen mit Rolex Opfer, weil sie braun sind und Frau.

Diejenigen, die ihr verachtet, wollen nicht einsehen, dass Millionen von Migranten mit Steuergeldern alimentiert werden, während unsere Rentner, die ein Leben lang geschuftet



Sauereien parfümieren:
Logo der Kampagne «#Zusammenland».

und in die Sozialkassen eingezahlt haben, im Alter nach Pfandflaschen wühlen müssen oder ihre Wohnungen räumen sollen für ukrainische Deserteure oder judenhassende Islamisten mit Drittfrauen und fünfzehn Kindern.

Natürlich haltet ihr weitere Säuselwörter bereit, um solche Sauereien zu parfümieren, denn

ihr wohnt in Vierteln, in denen der Weg zum nächsten Feinkostladen nicht an Asylantenheimen vorbeiführt. In eurer Anzeige heisst es: «Weltoffenheit, Respekt und Gemeinschaft sind Werte, die Deutschland nicht nur zu einem lebenswerten, sondern auch zu einem wirtschaftlich starken Land machen.»

Auf welchem Planeten lebt ihr? Deutschland steht wirtschaftlich am Abgrund. Und ihr liefert Flakhilfe für Ideologen, die grüne Entwicklungshilfe in Afrika fördern, statt den heimischen Bauern zu helfen. Ihr in eurem «Zusammenland» seid arrogante Profiteure eines Regimes, das das Volk ausnimmt für eine verkorkste Klimareligion, das abweichende Meinungen bestraft und gegen die Opposition seine Prügelperser auf die Strasse schickt. Und ihr sprecht von «Respekt und Weltoffenheit»? Ich geh jetzt in den Wald und schreie!

Mit freundlichen Grüssen
Matthias Matussek

BARTAK



JUSTIZ

Julian Assange und die Heuchelei in München

Sevim Dagdelen

Das Schicksal des Journalisten Julian Assange liegt bis auf weiteres in den Händen von Victoria Sharp und Justice Johnson. Die beiden Richter an den Royal Courts in London entscheiden darüber, wann und ob der im Hochsicherheitsgefängnis Belmarsh, dem britischen Guantánamo, eingesperrte Wikileaks-Gründer an die USA überstellt wird oder doch noch die Möglichkeit bekommt, den Auslieferungsentscheid der britischen Regierung juristisch anzufechten.

Die US-Regierung will Assange den Prozess machen, das hat sie bei der Anhörung in London am 20./21. Februar bekräftigt. Wird der Journalist von Europa ausge-



Verfolgung beenden:
Vizepräsidentin Harris.

liefert, drohen ihm 175 Jahre Strafe. Haft bis zum Tod für die Enthüllung von Kriegsverbrechen der USA.

Wie auch immer die Richter im Vereinigten Königreich urteilen werden: Die Entscheidung auf Auslieferung ist eine politische. Die britische Regierung steht in der Verantwortung, sie nicht zu exekutieren. Es liegt in der Hand der US-Administration, die Verfolgung zu beenden. Es zeugt von grosser Heuchelei, dass auf der Münchner Sicherheitskonferenz nicht einer der vielen, die zu Recht den Tod von Alexei Nawalny in russischer Haft verurteilt haben, US-Vizepräsidentin Kamala Harris oder Aussenminister Antony Blinken mit dem Schicksal des Dissidenten des Westens konfrontiert hat.

Sevim Dagdelen ist Mitglied des Deutschen Bundestages für das Bündnis Sahra Wagenknecht – Vernunft und Gerechtigkeit.

PERSONENKONTROLLE

Scholz, von der Leyen, Biden, Merz, Hitzfeld, Hoeness, Harris, Putin, Kim, Kim, Le Pen, Leggeri, Alichanow, Kant

Olaf Scholz, Skeptiker, hat **Ursula von der Leyen**s Karrierepläne durchkreuzt. Brutal grätschte er dazwischen, als **US-Präsident Joe Biden** die EU-Chefin für deren Lieblingsjob als Generalsekretärin der Nato vorschlug. Die Deutsche sei zu kritisch gegen Moskau eingestellt, der Job viel zu bedeutsam für sie, nörzelte Scholz. Welch Bekenntnis zur Bedeutung der EU-Kommission, für die von der Leyen offenbar grade gut genug ist.

Friedrich Merz, Parteifreund, hat eine bessere Meinung von der EU-Chefin. Bevor er sie für eine zweite Amtszeit vorschlug, lud er sie zu einem Sterne-Essen ein. Thema: rustikal-schick. Als Vorspeise gab es Jakobsmuscheln – in Erbsensuppe.

Ottmar Hitzfeld, Ehrenscheizer, liess Freunde nicht hängen. Wie Bayern Münchens Ehrenpräsident **Uli Hoeness** verriet, besuchte ihn der ehemalige Trainer der Schweizer Nati im Gefängnis. Um ja nicht zu spät zu kommen, sei er schon am Vortag angereist und habe in Landsberg übernachtet. Da Wein als Geschenk im Knast verboten war, verputzten die beiden Fussball-Legenden eine Tafel Schokolade.

Kamala Harris, Nummer zwei, kann nicht einmal die eigenen Verbündeten motivieren. Als die US-Vizepräsidentin auf der Münchner Sicherheitskonferenz empathisch das «freie und starke» Kiew bejubelte, gab es nur lauen Applaus. Der ukrainische Botschafter nahm nicht einmal die Hände aus dem Schoss.

Wladimir Putin, PS-Protz, hat seinem nordkoreanischen Kollegen eine besondere Freude bereitet – mit einer Luxuslimousine aus russischer Produktion. Der Autonarr **Kim Jong Un** liess das Fahrzeug von seiner Schwester **Kim Yo Jong** in Empfang nehmen, die das Geschenk als «klare Demonstration der besonderen persönlichen Beziehungen beider Führer» bezeichnete.

Marine Le Pen, Grande Dame, hat einen harten Kerl für ihren Europa-Wahlkampf rekrutiert:

Fabrice Leggeri, ehemaliger Chef der europäischen Grenzschutzagentur Frontex, kandidiert auf Platz drei der Liste ihrer Partei Rassemblement national (RN). Er passt ideal ins Lager der rechtsbürgerlichen Französin: Er trat aus Protest gegen weiche Migrationsrichtlinien der EU zurück und verleiht als Ex-Beamter dem RN Respektabilität.

Anton Alichanow, Küchenphilosoph, hat einen eigentümlichen Verantwortlichen für den Ukraine-Krieg ausgemacht: **Immanuel Kant**. Die Werke des Denkers hätten massgeblich zu einer «sozialen und kulturellen Situation» beigetragen, in der der Westen alle Abkommen mit Russland aufkündigen konnte. Alichanow ist in gewisser Weise Experte: Er ist Gouverneur der russischen Oblast Kaliningrad (Königsberg), wo Kant lebte.

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl

Liebe ist...



... zu wissen, dass immer was Leckeres im Kühlschrank zu finden ist!

«Moralisch schwer zu ertragen»

Ich stellte Robert Habeck eine einfache Frage zur Personalpolitik in seinem Ministerium. Hier lesen Sie, wie er mich daraufhin mundtot machen wollte.

Florian Warweg

Obwohl ich mich zu Beginn als Journalist der *Nachdenkseiten* vorgestellt hatte, reagierte Wirtschaftsminister Robert Habeck diese Woche auf der Bundespressekonferenz mit der rhetorischen Gegenfrage, ob ich von Russia Today käme, wo ich einst tatsächlich – und übrigens in aller Freiheit – gearbeitet habe. Ganz dem Kalter-Krieg-Motto folgend, war Habecks Haltung: Hinterfragt ein Journalist meine Vorgehen, dann kann es nur ein Agent Moskaus sein. So sieht das derzeitige Argumentationslevel bei Ministern der Ampel aus. Willkommen im Jahr 2024.

Auf meine Frage nach dem von ihm und seinen Staatssekretären angeforderten und protokollarisch belegten Einsatz des deutschen Inlandsgeheimdienstes gegen Mitarbeiter mit unliebsamen Fachmeinungen reagierte er, indem er zunächst erklärte, die Frage sei «voller falscher Unterstellungen, die ich hiermit zurückweise». Dann behauptete er, dass «Mitarbeiter immer eine Sicherheitsprüfung durchlaufen». Dies sei ein normaler Standard, so arbeite das Ministerium «seit vielen Jahren». Doch diese Darstellung des Ministers und Vizekanzlers ist in dieser Form nachweislich falsch.

Massive Verunsicherung

Am 22. September 2022 veröffentlichte das *Handelsblatt* interne Protokolle aus dem Wirtschaftsministerium. Aus denen geht hervor, dass Habeck zusammen mit seinem damaligen Staatssekretär, dem später wegen Klientelismus zurückgetretenen Patrick Graichen, den Verfassungsschutz unter anderem auf zwei «hochkompetente und loyale» Ministerialbeamte angesetzt hatte, obwohl es überhaupt keinen konkreten Spionageverdacht gegen die beiden Ministeriumsmitarbeiter gegeben habe. Ihr einziges Vergehen? Sie hatten eine Fachposition zur zukünftigen deut-



Damit noch nicht genug: Vizekanzler Habeck.

schon Energieversorgung eingenommen, «die meilenweit von der politischen Linie des Ministers» abgewichen sei.

Der Einsatz des Verfassungsschutzes sorgte für massive Verunsicherung in der mittleren

Wenn überhaupt jemand die «liberale Demokratie» diskreditiert, dann ist es Habeck höchstpersönlich.

und oberen Leitungsebene des Hauses. So wird im Protokoll des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz ein Ministerialbeamter mit folgender Aussage zitiert: «Wenn ich meine Fachmeinung kundtue, dann besteht die Möglichkeit, dass ich in den Verdacht gerate, «Russenverstehere» zu werden.»

Im Gegensatz zu Habecks Behauptung handelte es sich folglich bei dem Vorgang nachweislich nicht um eine «Routinekontrolle». Dies geschah laut langgedienten Beamten erstmalig in der Geschichte des Ministeriums. Das heisst, der Minister hat auf der Bundespressekonferenz wider besseres Wissen die Darstellung des *Handelsblatts* – und auf nichts anderem beruhte meine Frage – als «Unterstellung» und den Vorgang selbst als angeb-

lichen «Standard» bezeichnet. Für diese Form der wissentlichen Falschdarstellung verwendet man umgangssprachlich auch den Begriff Lüge.

«Weggesperrt oder ermordet»

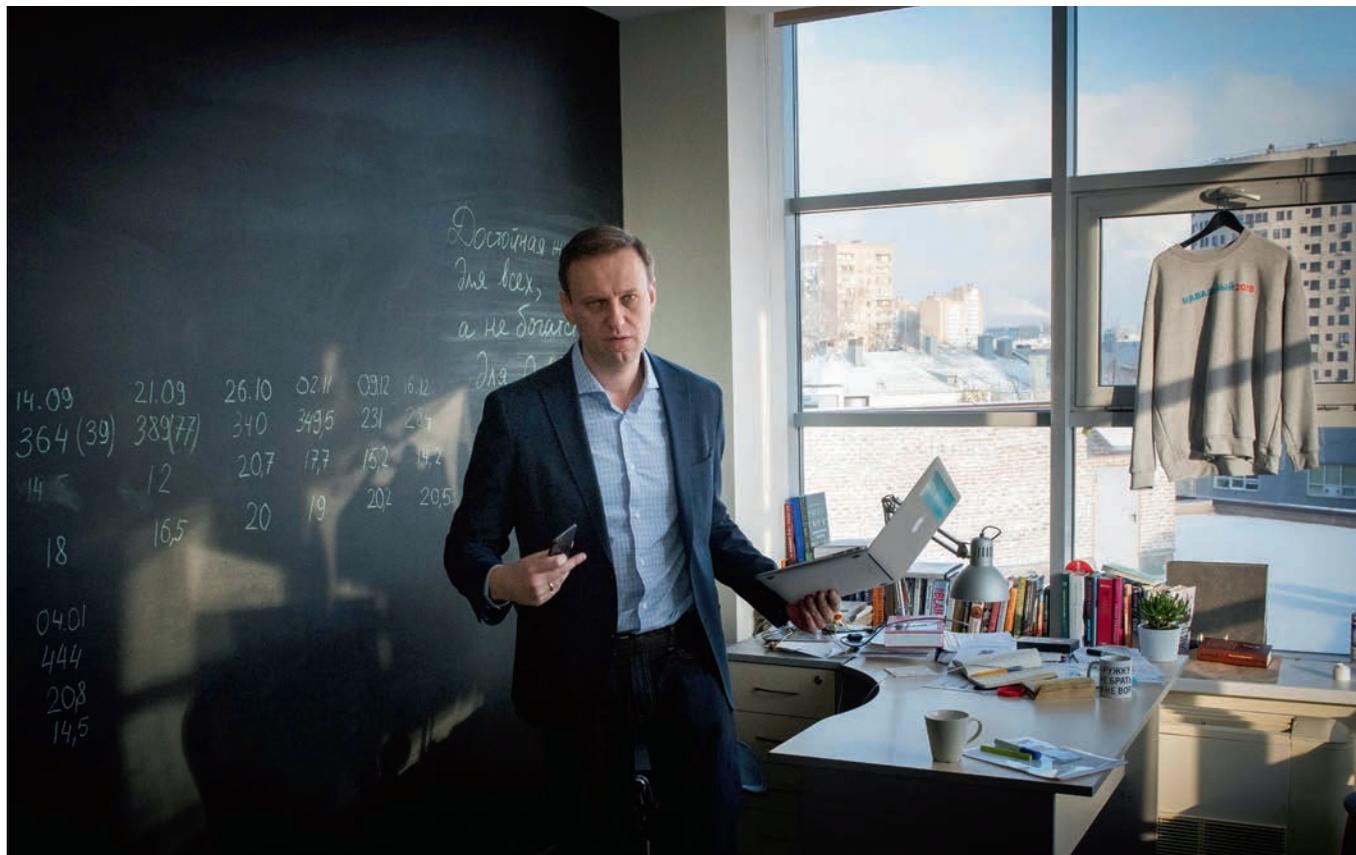
Doch damit noch nicht genug. Im weiteren Verlauf drohte der Minister mir als kritischem Journalisten mindestens unerschwinglich mit Konsequenzen. Damit verstieß er unmittelbar gegen die sogenannte Neutralitätspflicht, der er als Minister unterliegt. Dazu gibt es auch ein Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestages mit dem Titel «Neutralitätspflicht von

Regierungsmitgliedern und Parlamentarischen Staatssekretären».

Rufen wir uns Habecks Äusserungen auf meine Frage noch mal im Wortlaut in Erinnerung: «Es ist schon schwer zu ertragen, wenige Tage nachdem Nawalny ermordet wurde, dass Russlands Berichterstatter hier im Land die liberale Demokratie in Deutschland so diskreditieren. Jede Frage soll beantwortet werden, aber mit der Sympathie für ein Land, in dem Fragen noch nicht mal gestellt werden dürfen, sondern Menschen, die Fragen stellen, weggesperrt oder ermordet werden, ist eine moralische Grenze erreicht, die schwer zu ertragen ist.»

Der Vizekanzler Deutschlands instrumentalisiert hier den bisher ungeklärten Tod eines russischen Oppositionspolitikers in einem Straflager, um kritische Fragen an ihn zur Personalpolitik in seinem Ministerium zu delegitimieren. Wenn überhaupt jemand, wie von Habeck behauptet, die «liberale Demokratie» diskreditiert, dann ist er es höchstpersönlich. Wenn dem Minister der Schutz der liberalen Demokratie wirklich so viel bedeutet, dann sollte er die entsprechenden Konsequenzen ziehen.

Florian Warweg ist Redaktor von *Nachdenkseiten.de*.



«Alles andere als ein Liberaler»: Alexei Nawalny in seinem Moskauer Büro.

«In Russland weitgehend bedeutungslos»

Der frühere Schweizer Nachrichtendienstler Jacques Baud sieht den Nawalny-Kult kritisch. Er hat ein Buch über den russischen Politiker geschrieben. So tragisch dessen Tod sei: Alexei Nawalny sei kein Freiheitsheld gewesen.

Rafael Lutz

Jacques Baud veröffentlichte 2021 das Buch «L'affaire Navalny», in dem er sich kritisch mit dem Auf- und Abstieg des russischen Oppositionellen Alexei Nawalny auseinandersetzt. Im Interview mit der *Weltwoche* spricht der Ex-Nachrichtendienstler und Uno-Friedensmissionar über Nawalyns enge Beziehungen zu den US-Eliten, seine Bedeutung in Russland und die Folgen, welche sein Tod haben könnte.

Weltwoche: Herr Baud, Sie beschäftigen sich seit Jahren mit Alexei Nawalny: Hat die russische Regierung ihn umgebracht?

Jacques Baud: Ich weiss es nicht. Es ist zu früh, um verlässliche Aussagen treffen zu können. Gegenwärtig können wir nur spekulieren. Es stellen sich viele Fragen. Auch ist unklar, was gerade mit seiner Leiche passiert.

Weltwoche: Julia Nawalnaja sagt, dass ihr Mann im Straflager in Charp gefoltert worden sei. Das ist doch ein Skandal.

Baud: Ich will hier nicht missverstanden werden: Die russischen Behörden stehen auch in der Verantwortung. Sie wussten, dass Nawalny gesundheitlich angeschlagen war. Das wusste

«US-Eliten standen hinter ihm, weil sie mit ihm einen Oppositionsführer aufbauen wollten.»

man spätestens nach den Untersuchungen in der Berliner Charité 2020. Haben die russischen Behörden im Straflager vor diesem Hintergrund angemessene Massnahmen getroffen? Solche Fragen stehen natürlich im Raum.

Weltwoche: Die Verantwortlichen nahmen doch keine Rücksicht auf seine Gesundheit. Man wollte Nawalny schon 2020 aus dem Weg räumen, als man ihn mit Nowitschok vergiftete.

Baud: Hier muss ich dagegenhalten: Es ist mit grösster Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen,

dass Nowitschok im Spiel war. Das stellte sogar *Meduza*, ein Oppositionsmedium, zum damaligen Zeitpunkt fest. Der Grund dafür ist einfach: Bereits geringste Mengen des chemischen Kampfstoffes führen zum raschen Tod. Die deutsche Regierung mauerte damals. Detaillierte Fragen beantwortete sie gegenüber Parlamentariern nicht. Sie begründete das damit, dass ansonsten die nationale Sicherheit gefährdet sei.

Weltwoche: Die Bundesregierung sagte, dass der zweifelsfreie Nachweis eines chemischen Nervenkampfstoffes der Nowitschok-Gruppe erbracht worden sei.

Baud: Hierfür gibt es keine Beweise. Das ist eine Behauptung. Die Bundesregierung sagte nicht einmal, um welche konkrete Substanz es sich eigentlich gehandelt haben soll. Auch war nicht klar, ob Nawalny überhaupt vergiftet worden war. Ärzte in der Berliner Charité hatten im Sommer 2020 Blut- und Urinwerte untersucht. Ich habe mit Ärzten gesprochen, die diese Er-

gebnisse studiert haben. Sie kamen zum Schluss, dass sein schlechter Gesundheitszustand auf eine Überdosis mehrerer Antidepressiva, Alkohol und sein geschwächtes Immunsystem zurückzuführen gewesen sei. Auch schwedische Mediziner, die sich der Sache angenommen hatten, fanden keine Spuren von Nowitschok.

Weltwoche: Warum stand Nawalny im Clinch mit den russischen Behörden? Es heisst, dass er wegen Extremismus im Gefängnis gesessen habe.

Baud: Die russische Justiz warf Nawalny vor, seinem Bruder Oleg geholfen zu haben, sich illegal zu bereichern. Oleg Nawalny ist 2014 wegen Betrugs zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Er war ein leitender Angestellter im Sortierzentrum der russischen Post in Podolsk, der Deals mit dem Kosmetikunternehmen Yves Rocher eingefädelt hatte. Er brachte das französische Unternehmen dazu, für Transportleistungen die Dienste des privaten Logistikunternehmens Glavpodpiska (GPA) in Anspruch zu nehmen. Diese Firma gehörte der Familie Nawalny. Alexei erhielt als Komplize eine Bewährungsstrafe von dreieinhalb Jahren.

Weltwoche: Warum kam Nawalny später auch noch hinter Gitter?

Baud: Er hatte gegen Bewährungsauflagen verstossen. Seine Bewährungszeit verlängerte sich mehrfach, weil er gegen sein Urteil wiederholt in die Berufung gegangen war. Die Bewährungszeit endete Ende 2020. Bis zu diesem Zeitpunkt war er verpflichtet, sich zweimal pro Monat bei der russischen Gefängnisbehörde zu melden. Er durfte Russland auch nicht verlassen. Weil er dieser Verpflichtung nicht nachkam, wurde er verhaftet.

Weltwoche: Wie hätte er dem auch nachkommen sollen? Nawalny war zuvor nur knapp dem Tod entkommen. Im August 2020 befand er sich gerade in Deutschland.

Baud: Nawalny hatte 2020 sechsmal gegen Bewährungsregeln verstossen. Dazu muss man wissen: Während seines Aufenthalts in der Charité haben ihn die russischen Behörden von seinen Verpflichtungen entbunden. Sie drückten lange ein Auge zu, obwohl der Oppositionelle zuvor Auflagen missachtet hatte.

Weltwoche: Was geschah nach dem Charité-Aufenthalt?

Baud: Mitte September 2020 hatte er das Krankenhaus in Berlin wieder verlassen. Im Oktober ging es ihm gesundheitlich bereits wieder besser. Spätestens dann hätte er problemlos wieder nach Russland gehen können, um sich mit den Behörden zu arrangieren. Er tat das Gegenteil. Er reiste quer durch Europa. Gab Pressekonferenzen und Interviews und schoss stets scharf gegen Putin.

Weltwoche: Das ist doch sein gutes Recht.

Baud: Klar, aber dass das der russischen Regierung nicht gefallen würde, war auch absehbar. Dazu kommt: Nach seinem Charité-Aufenthalt

hielt er sich in Kirchzarten im Schwarzwald auf, um den Propagandafilm «Ein Palast für Putin» zu drehen, der bereits im Januar 2021 im Westen ausgestrahlt wurde. Unabhängig davon, wie man zu Putin steht, muss man sagen: Viele Behauptungen, die Nawalny in diesem Film über den russischen Präsidenten aufstellte, waren schlicht falsch. Mit dem Film machte er sich auch unter vielen russischen Bürgern keine Freunde.

Weltwoche: War dieser Film eine Art Zäsur in Nawalneys Biografie?

Baud: Das kann man so sagen. Zuvor hatten die Behörden noch eine gewisse Gnade ihm gegenüber an den Tag gelegt. Doch damit war nun fertig. Nawalny hat hier in meinen Augen einen grossen Fehler begangen. Er meinte, dass er aufgrund seiner Bekanntheit wenig zu befürchten habe. Deshalb dachte er wohl zunächst, dass die russischen Behörden ihn nicht einsperren würden. Er täuschte sich. Nach seiner Rückkehr nach Russland im Januar 2021 nahmen ihn die russischen Behörden fest. Seither lief er nicht mehr auf freiem Fuss herum.

Weltwoche: Alexei Nawalny wird jetzt als Freiheitsheld gefeiert: in Ihren Augen also zu Unrecht?

Baud: Im Westen hat man ihn stets als den Hauptgegner Putins dargestellt: Dieses Bild entspricht nicht der Realität. Nawalny war bloss sein bekanntester Gegner im Westen.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie ihn politisch?

Baud: Nawalny war einst Mitglied der sozialliberalen Partei Jabloko, die mit der FDP verglichen werden kann und in den 1990er Jahren nicht unbedeutend war. Nawalny wurde für die Partei jedoch zur Hypothek und wurde rausgeworfen.



«Eine Art Zäsur»: Nachrichtenoffizier Baud.

Weltwoche: Wie kam es dazu?

Baud: Er vertrat Positionen, die zu extremistisch waren. Der Oppositionelle war ein Rechts-extremist und Rassist. Er hetzte gegen muslimische Einwanderer und meinte, sie müssten wie Kakerlaken ausgerottet werden. Er nahm an Demonstrationen von Rechtsradikalen teil. Später versuchte er, seine eigene ultranationalistische Partei zu bilden. Scheiterte jedoch. Nawalny war alles andere als ein liberaler

«Im Westen hat man Nawalny stets als Hauptgegner Putins dargestellt. Das entspricht nicht der Realität.»

Politiker. Interessant ist auch: Hinsichtlich der Ukraine hat Nawalny stets Positionen vertreten, die viele seiner westlichen Fans verurteilen. Er sagte, dass man die Krim niemals der Ukraine zurückgeben dürfe.

Weltwoche: Weshalb romantisiert man Nawalny im Westen bis heute? Sah man ihn in Washington ähnlich wie Juan Guaidó? Den venezolanischen Politiker wollten die US-Eliten in Caracas an die Macht bringen.

Baud: Es gab in Washington Leute, die Nawalny gerne im Kreml gesehen hätten. Er konnte auf mächtige Unterstützer aus Grossbritannien und den USA zählen. Die National Endowment for Democracy, eine Denkfabrik, die eng mit der US-Regierung verbandelt ist, unterstützte ihn lange, wie ich in meinem Buch dargelegt habe.

Weltwoche: War Nawalny ein US-Einfluss-agent?

Baud: Die US-Eliten standen hinter Nawalny, weil sie mit ihm einen Oppositionsführer aufbauen und damit den Druck auf Putin erhöhen wollten. Auch das habe ich meinem Buch aufgezeigt. 2010 absolvierte er das «Yale World Fellows Program». Ebenfalls durchlaufen haben dieses die belarussische Oppositionspolitikerin Swjatlana Zichanouskaja oder der venezolanische Politiker Juan Guaidó. Mit dem Programm bilden die US-Eliten künftige Leader aus, die später Politik im Interesse Washingtons betreiben sollen. Intellektuell ist das Ausbildungsprogramm nicht sehr anspruchsvoll. Zurück in Russland, gründete Nawalny dann die Stiftung für Korruptionsbekämpfung.

Weltwoche: Wie populär ist oder war Nawalny in Russland?

Baud: In Russland gibt es eine Opposition. Doch diese interessierte sich nicht für Nawalny, der in erster Linie viel Lärm machte. In Umfragen zur Popularität russischer Politiker schnitt Nawalny immer schlecht ab. Er erreichte nie mehr als 3 Prozent. Zum Vergleich: Putin erzielte ab Februar 2022 Werte von bis zu 80 Prozent. Nawalny war vor allem auf den sozialen Netzwerken bekannt. Sein Publikum bestand aus Menschen, die zwischen 15 und 25 Jahre alt waren.

»»

MEDIEN

Gonzalo Lira und die Propaganda

Am 12. Januar starb der amerikanische Blogger und Selenskyj-Kritiker Gonzalo Lira in einem ukrainischen Gefängnis an einer Lungenentzündung. Der mit einer Ukrainerin verheiratete und in Charkiw lebende Lira sass offiziell wegen Russlandfreundlicher Berichterstattung (Rechtfertigung des Angriffs auf die Ukraine, Bestreiten von Kriegsverbrechen) in Haft.

Gut einen Monat später, am 14. Februar, verstarb der russische Anwalt, Politiker und Putin-Kritiker Alexei Nawalny unter unbekanntem Umständen in einem russischen Gefängnis. Nawalny sass eine Strafe ab wegen angeblicher Wirtschaftsdelikte (Betrug, Veruntreuung, Geldwäsche) und angeblichen Rechtsextremismus («Gründung einer extremistischen Organisation», «Nazi-Ideologie»).

Lira wie Nawalny waren schillernde und widersprüchliche Figuren. Beide waren offenkundig politische Gefangene, wengleich von völlig unterschiedlichem Kaliber. Obwohl sich auch Lira über Folter beklagte, dürften die Haftbedingungen für Nawalny im sibirischen Straflager Nummer 3, «Polarwolf», ungleich härter gewesen sein.

Belege? Fehlanzeige

Trotzdem verwundert es, dass die US-Regierung – und mit ihr fast die ganze westliche Presse – sich mehr für das Schicksal des russischen Dissidenten interessiert als für den eigenen Staatsbürger. Während Liras Tod höchstens am Rande vermeldet wurde, ist der Tenor im Fall von Nawalny von stupider Eintönigkeit geprägt: Putin hat ihn ermordet! Belege? Fehlanzeige.

Es gilt als notorisch, dass russische Dissidenten an mysteriösen Vergiftungen, Flugzeugabstürzen oder Krankheiten sterben. Das sind die klassischen Methoden des einstigen KGB, wo Putin seine Karriere begann. Leider bildete der KGB damals auch den ukrainischen Geheimdienst aus. Für jede kriegführende Armee ist die Irreführung des Feindes durch Desinformation ein legitimes Mittel. Aufrichtige Information wäre ein Kunstfehler. Indem die westlichen Medien Meldungen aus der Ukraine unkritisch übernehmen, während solche aus Russland unterdrückt oder umgedeutet werden, haben sie ihre Informationspflicht der Propaganda geopfert.

Alex Baur

Weltwoche: Bei den Moskauer Bürgermeisterwahlen 2013 erreichte er immerhin 27 Prozent der Wählerstimmen.

Baud: Das war ein trügerischer Erfolg. Dieser drückte keine Präferenz für Nawalny aus, sondern lediglich eine Ablehnung gegenüber dem damals amtierenden Bürgermeister von Moskau.

Weltwoche: Das Putin-Regime hat ihm doch auch stets Steine in den Weg gelegt.

Baud: Dass Nawalny nie Fuss fassen konnte in der russischen Politik, lag an der mangelnden Unterstützung. Wiederholt scheiterte er bereits daran, die benötigten Unterschriften zu sammeln, die für die Zulassung zu einer Kandidatur notwendig sind. Er war bekannt in Moskau und möglicherweise noch in Sankt Petersburg. Ansonsten war er in Russland weitgehend bedeutungslos.

Weltwoche: Nawalneys Witwe hat unlängst an der Münchner Sicherheitskonferenz teilgenommen. Sie kritisierte dort Putin scharf, den sie in der Verantwortung sieht für den Tod ihres Mannes. Wie ist das möglich, dass sie so rasch nach München gekommen ist?

Baud: Ich staune, dass Julia Nawalnaja kurz nach dem Tod ihres Mannes bereits an der Konferenz präsent war. Es ist möglich, dass westliche Politiker sie nun als nächste Oppositionspolitikerin in Russland aufbauen werden. Das erinnert mich an Swjatlana Zichanouskaja, die in Belarus lange auch im Schatten ihres Mannes stand, der jetzt im Gefängnis ist.

Weltwoche: Was für Auswirkungen hat Nawalneys Tod nun in politischer Hinsicht? Wer profitiert davon?

Baud: Für Putin ist das Ganze sehr ungünstig, bis zuletzt ist für ihn vieles gut gelaufen. Man denke nur an das Tucker-Carlson-Interview, das für den russischen Präsidenten ein Erfolg war. Er konnte die russische Sicht auf die Welt plausibel erklären. Nun stehen in einem Monat die Präsidentschaftswahlen in Russland an. Putin kontrolliert nun Awdijiwka, die Ukrainer haben sich von dort zurückgezogen. Warum die russische Regierung Nawalny genau jetzt ermordet haben soll, das sehe ich nicht ein. Aus westlicher Sicht sieht die Sache anders aus. Die USA wiederum sind in einer ungünstigen Position, auch wegen des Israel-Palästina-Konflikts. In der Ukraine herrscht Instabilität vor. Zudem spielt Nawalneys Tod nun auch denjenigen in die Hände, die sich gegen Verhandlungen mit Russland aussprechen und in der Ukraine bis zum bitteren Ende weiterkämpfen möchten. So gesehen, hat der Westen eher ein Interesse an Nawalneys Tod. Kommt hinzu: Im Kampf um die Deutungshoheit kommt dieser dem Westen gerade gelegen. In London steht jetzt das Schicksal des Journalisten Julian Assange auf dem Spiel, und nun blicken wir alle nach Moskau.

Weltwoche: Eine Lösung in der Ukraine ist also erneut in weite Ferne gerückt?

Baud: Vieles spricht dafür. Selenskyj und US-Präsident Joe Biden wehrten sich zuvor schon gegen Verhandlungen. Selenskyj hat ein Gesetz verabschiedet, das besagt: Solange er Präsident ist, wird es keine Verhandlungen mit Putin geben. Der Tod Nawalneys ist Wasser auf den Mühlen der Kritiker einer Ukraine-Lösung.



«Für Putin ist das Ganze sehr ungünstig»: Strafkolonie Polarwolf.

Medien im Massenaufmarsch

Deutsche Journalisten machen ungern nüchterne Analysen. Sie machen lieber erregte Kampagnen.



Wenn man den deutschen Journalisten glaubt, dann sieht es duster aus für ihr Land. Denn der Faschismus hat schon den Fuss in der Tür.

«Demokratie in Gefahr», vermeldet denn die «Tagesschau». «Demokratie in Gefahr», tönt es von der *Frankfurter Rundschau*. «Demokratie in Gefahr», titelt der *Spiegel*.

Als nichtdeutscher Journalist sieht man diese Demokratie-Panik mit ziemlicher Verwunderung. Gut, es gibt eine rechtsgerichtete Partei in Deutschland, die AfD, die bundesweit auf 20 Prozent der Wählerstimmen kommt. Aber im Vergleich mit Parteien im Ausland, die ein ähnliches Programm haben, ist das wenig.

In Österreich kommt die FPÖ von Herbert Kickl auf 27 Prozent. In der Schweiz erreichte die nationalkonservative SVP von Christoph Blocher bei den Wahlen 28 Prozent. In Italien siegten die Fratelli d'Italia von Giorgia Meloni mit 26 Prozent. In den Niederlanden machte die Partei für die Freiheit (PVV) von Geert Wilders soeben 24 Prozent. Und in Frankreich steht das Rassemblement national (RN) von Marine Le Pen bei 28 Prozent.

Rechtskonservative Parteien sind recht erfolgreich, und sie sind ein fester Bestandteil der politischen Kultur in Europa. Sie haben ein Potenzial von etwa 25 bis 30 Prozent der Wählerschaft. Das ist der Normalfall. Es fällt von der Schweiz über Italien bis Frankreich darum keinem Journalisten ein, deswegen von einem Ende der Demokratie zu faseln.

In Deutschland hingegen, dem Land, wo die wertkonservative Rechtspartei AfD nur auf geringe 20 Prozent kommt, sehen die über-

reizten Medien den Faschismus vor der Tür. Und damit kommen wir zu einem zweiten, sehr deutschen Phänomen. Bei komplexen politischen Sachverhalten wie Links-rechts-Tektonik machen deutsche Journalisten nur sehr ungern eine nüchterne und distanzierte Analyse. Nein, sie machen lieber eine hysterische Kampagne.

Das neueste Beispiel stammt von der DvH-Mediengruppe des Verlegers Dieter von Holtzbrinck, zu der die *Zeit*, das *Handelsblatt*, der *Tagesspiegel* und die *Wirtschaftswoche* gehören. Sie startete letzte Woche eine Kampagne unter dem Titel «Zusammenland». Es ist ein opportunistischer Reflex auf die Demonstrationen gegen rechts. Ein Kernsatz der Kampagne ist wenig überraschend: «Faschismus nie wieder!»

Der Holtzbrinck-Aktion gegen rechts schlossen sich dann auch die *Süddeutsche Zeitung* und T-Online an. Die Kampagne fand bisher rund 500 Sponsoren, vom Buchhändler bis zum Busunternehmer, die in den Blättern mit ihrem Logo auf einer Inserate-Doppelseite vorgestellt

*Werte wichtiger als Kommerz,
und das in der Medienindustrie.
Da werden alle Herzen warm.*

werden. Das hat immerhin den Vorteil, dass es in den Zeitungen seit langem wieder einmal eine doppelseitige Anzeige gibt, so wie das in den früheren und faschismusfreien Zeiten üblich war.

Den besten Gag lieferte dabei Rainer Esser, der CEO der Holtzbrinck-Gruppe. Als man ihn fragte, ob seine Kampagne gegen rechts nicht auch Abonnemente kosten könnte, sagte er: «Wir

können nicht aus Angst vor ein paar Abo-Kündigungen unsere Werte nicht nach aussen tragen.»

Werte wichtiger als Kommerz. So etwas von Selbstlosigkeit, und das in der Medienindustrie. Da werden alle Herzen warm.

Die deutschen Medien haben seit je einen Hang zum emotional orchestrierten Herdentrieb. Ein besonders eingängiges Beispiel war die Kampagne, die 2015 während der ersten Flüchtlingswelle ablief. Damals wurde sie initiiert vom Medienhaus Axel Springer, angeführt von der *Bild*-Zeitung. Nun ertönte in den Medien monatelang der vereinte Chorgesang mit dem Refrain «Refugees welcome».

Dann, fünf Jahre später, war der Bertelsmann-Konzern mit einer kollektiven Medienkampagne an der Reihe. «Gemeinsam gegen Corona» hiess sie diesmal. Die Blätter des Hauses, von *Essen & Trinken* bis *Stern*, glänzten mit impffreudigen Sonderausgaben, das hauseigene Fernsehen von RTL bis Vox bot Prominente wie Günther Jauch und Thomas Gottschalk auf.

Wer ein Flair für kritischen Journalismus hat, der kam bei all den Kampagnen nicht auf die Rechnung. Wie immer, von früherer Flüchtlings-Verehrung bis zum aktuellen Aufschrei gegen rechts, waren die kollektiven Umzüge der deutschen Medien stets stramm regierungstreu, vereint hinter Angela Merkel und Olaf Scholz.

Solche geballte Obrigkeitstreue gibt es in den Medien sonst nirgendwo. Wenn man etwas böse sein wollte, dann müsste man sagen: Die deutschen Journalisten sind einfach gute Deutsche. Sie lieben Massenaufmärsche.

Amerikas zweitgrösster Showman

Wo Snoop Dogg ist, ist oben. Und wenn er mal unten ist, ist unten oben. Seit neustem findet der Rapper, Schauspieler und Unternehmer Donald Trump toll.

Mark van Huissing

Manchmal muss es schnell gehen im Showgeschäft. Weil man sonst keinen Stuhl mehr besetzen kann, wenn die Musik plötzlich aufhört. Diese Erkenntnis beziehungsweise das entsprechende Verhalten trifft auf viele erfolgreiche Unterhalter zu. Doch möglicherweise auf keinen besser als Calvin Broadus, bekannt, ach was: weltberühmt, als Snoop Dogg, den amerikanischen Rapper, Schauspieler und Unternehmer aus Long Beach.

Der 52-Jährige strahlt weit über das Musikgeschäft aus. Wen oder was er gut respektive schlecht findet, ist auch für die Wirtschaft beziehungsweise Politik von Bedeutung. 2012 unterstützte Snoop, wie er genannt wird, den Republikaner Ron Paul, als dieser Präsident Amerikas werden wollte. Doch dann gab er zehn Gründe bekannt, weshalb er Barack Obama wählen werde, den demokratischen Kandidaten (darunter: «he a black nigga», «he's BFF <bestest Freund für immer> with Jay-Z» sowie «Michelle [Obama] got a fat ass»).

Multiple Höhepunkte

Vier Jahre später ergriff er Partei für Hillary Clinton, «wir befinden uns an einem Punkt, an dem eine Alternative zum üblichen männlichen Gedankengang nötig ist», sagte Snoop für ihn unüblich klassisch und korrekt, was Inhalt sowie Syntax betrifft. 2020 empfahl er Joe Biden – und (wieder) nicht Donald Trump. Was sich heuer ändern könnte. Denn seine jüngste politische Botschaft, verbreitet in der Londoner *Sunday Times*, lautet: «Ich habe nichts als Liebe und Respekt für Donald Trump übrig.»

Er habe einen Grund für seinen *change of heart*, Sinneswandel, betreffend den voraussichtlichen erneuten Kandidaten der Republikaner, den er früher Ronald Klump, eine Anspielung auf den McDonald's-Clown, nannte: Trump begnadigte Ende 2020, kurz vor Ende seiner Amtszeit, Michael Harris, einen Mitgründer von Snoops erster Plattenfirma, Death Row (Harris war seit dreissig Jahren im Gefängnis wegen Drogenhandels und versuchten Mordes).

Die Geschichte von Snoop und dem 45. Präsidenten reicht lange zurück: Sie begegneten

sich 2011 während einer Comedy-Central-Aufzeichnung – Trump trat damals in der Reality-TV-Serie «The Apprentice» auf. Und der Rapper fragte ihn weitsichtig, ob er plane, Obamas Nachfolger zu werden. «Es wäre nicht das erste Mal, dass Sie eine schwarze Familie aus ihrem Haus werfen würden.»

Der Aufstieg des Jungen aus den *mean streets* von Long Beach, einer Stadt, die zu Gross-Los-Angeles gehört, war so steil wie beachtlich. Sein Vater, ein Vietnam-Veteran und Sänger, verliess Frau und Sohn nur Monate nach dessen Geburt. Seinen Namen, Calvin Cordozar Broadus Jr., bekam der Kleine vom nächsten Mann der Mutter, die Ehe wurde 1975 geschieden, Snoop war vierjährig (er hat zwei Halbbrüder; den Spitznamen gab ihm die Mutter, weil er sie an Snoopy aus der «Peanuts»-Serie erinnert habe). Früh fiel er als Rapper und Unterhalter positiv auf. Und weniger positiv als Bandenmitglied (später bestritt er, zu den Crips gehört zu haben). Zwischen 1989 und 1992 sass er die meiste Zeit im Gefängnis ein, zur Hauptsache wegen Kokainhandels.

Seiner *street credibility*, Glaubwürdigkeit, hat es nicht geschadet, im Gegenteil – es war die Zeit des Gangsta-Rap, der Verherrlichung von Verbrechen und Kriminalität. 1991 wurde Dr. Dre, ein erfolgreich und einflussreicher Rapper plus Produzent, auf Snoop aufmerksam. Er war beeindruckt von dessen hausgemachtem Mixtape, einer Art klingender Visitenkarte, und liess Snoop in der Folge auf seinem massgebenden und bestverkaufenden Album «The Chronic» von 1992 mitrappen.

Im folgenden Jahr produzierte er Snoops Debütalbum «Doggystyle», das Broadus fast alleine geschrieben hatte und das hohe Plätze in den Hitparaden belegte. Die meisten Kritiker waren begeistert von Snoops Flow, seiner entspannten Darreichung der oft witzigen Texte, und Dr.

Dres gekonnter Produktion mit satten Beats et cetera. Einzelne Rezensenten urteilten zwar, die *lyrics* seien schon recht frauenverachtend plus glorifizierten den Gangster-Lifestyle (was ebenfalls stimmt). Doch mehrheitlich wurde das nicht als Makel angesehen, sondern als dem Genre innewohnende Qualität und trug dazu bei, dass beide LPs als multiple Höhepunkte des West-Coast-/Gangsta-Rap sowie des G-Funks wahrgenommen werden.

Von da an ging's bergab mit der Karriere, genauer: Musikerkarriere. Damit wir uns richtig verstehen, Snoops viele, viele Aufnahmen, die folgten, wurden eigentlich nicht viel schwächer (zu den Ausnahmen zählt «Reincarnated», sein *cheesy*, gekünsteltes und schnulziges, Reggae-Album, das er 2012 als Snoop Lion ablieferte). Nein, er veröffentlichte bloss immer mehr oder weniger das Gleiche, zitiert sich selbst noch unverschämter, als Rapper und Hip-Hop-Künstler dies ohnehin tun, in einer Musikrichtung, die sich stetig ändert zudem. Um auch die starke Ausnahme zu erwähnen: «Bible of Love», sein Gospel-Album

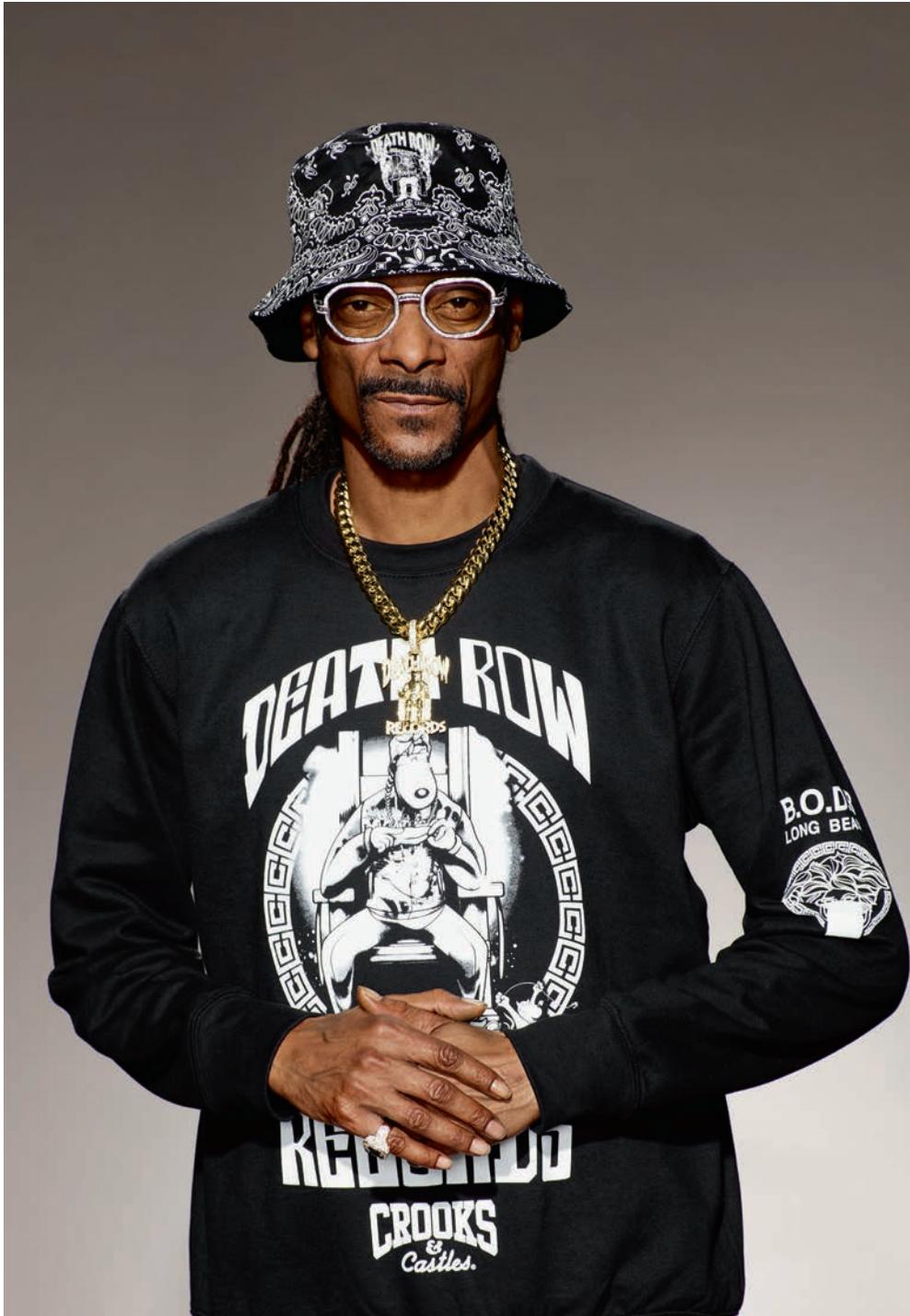
von 2018, ist überraschend und gelungen, damals beschrieb er sich als *born-again Christian*, einen bekehrten Christen. 2009 war er noch Mitglied der Nation of Islam, beeindruckt von Louis Farrakhan, gewesen und dazwischen kurz Rastafari, er sah/sieht sich manchmal als wiedergeborenen Bob Marley.

Ferner und früher war er freigesprochen worden von einer Anklage wegen Mordes – sein Leibwächter soll 1994 einen Gegner erschossen haben, aus Notwehr. Eine Zeitlang war er Zuhälter («That shit was my natural calling», das war meine natürliche Berufung,

gab ihn die *New York Times* wieder), dann vegan lebender Echtpelzmantelträger. Und er ist, mit kurzen Pausen von wenigen Tagen, Dauer-stoner, Marihuana-Raucher (medizinisch bedingt und also legal, zur Migränebehandlung, pafft/e



Street credibility: mit Trump, 2011.



Wie er das geschafft hat? Snoop Dogg, 52.

gegen achtzig *blunts*, reine Graszigaretten, am Tag). Sowie Vater von vier Kindern – drei mit seiner Frau/grossen Liebe seit der Schulzeit, Shante Taylor, von der er sich 2004 scheiden liess, bevor er sie 2008 ein zweites Mal heiratete, sowie eines, das er um die Zeit der ersten Hochzeit mit Shante, 1997, mit einer anderen zeugte. Und, bevor es vergessen geht, seine Unternehmer- sowie Popkulturbeeinflusser-Laufbahn führte über alle Jahre immer nur bergauf, sein geschätztes Vermögen soll 160 Millionen Dollar betragen (Quelle: *South China Morning Post*).

Längst ist Snoop hauptberuflich Unternehmer. Im Business, so sieht's aus, ist er sehr gut. In einem Gespräch für die «Corner Office»-

Kolumne der NYT gab er Auskunft über seine Erkenntnisse. «Wie wählen Sie Firmen aus, mit denen Sie zusammenarbeiten?», fragte der Journalist (Snoop ist oder war Markenbotschafter von Corona-Bier, Beyond Meat, vegane Fleischersatzprodukte, respektive Bic-Feuerzeugen). Es müsse Spass machen. Und sich lohnen – «got to be fun. And going to make funds.» Solange das Wort «fun» enthalten sei, sei's cool, antwortete er. Sein vielleicht wertvollster Rat: «Du musst früh einen Fuss in der Türe haben. Sonst bleibst du draussen.» Er werde oft gefragt: «Hey, Snoop, willst du unser Testimonial sein?», nachdem eine Firma gross geworden sei. Wollte er dann aber nicht mehr, stattdessen ein Stück vom Kuchen.

«Gib mir Anteile. Andernfalls – *fuck you* und deine Company.» Er ist Aktionär von Reddit, einer Social-Media-Website (zusammen mit Sam Altman oder Peter Thiel), und von Eaze, einem kalifornischen Marihuana-für-medizinische-Zwecke-Lieferdienst. Merry Jane, ein digitaler Marihuana-Nachrichtenkanal, und Leafs by Snoop, Cannabis-Produkte, gehören ihm allein. Und schliesslich betreibt er eine E-Sport-Liga (Videospiele) und leitet Musikfirmen mit.

«Nichts als Liebe und Respekt»

Seine grösste Leistung aber ist, dass ihn so viele Amerikanerinnen und Amerikaner (plus Menschen irgendwo auf der Welt) mögen. Dass sie ihn als einen sich selbst nicht zu wichtig nehmenden, erfrischend ehrlichen, irgendwie zu Herzen gehenden *buddy*, Kumpel, sehen. Nicht als selbstgerechten Chauvinisten, Sexisten, Opportunisten, als früher gewalttätigen, heute sich mit anderen Mitteln den eigenen Vorteil verschaffenden harten Hund im geschäftlichen sowie privaten Leben. Diese Entwicklung zu Everybody's Darling, dem Lieblingsonkel, ist vielleicht sein Meisterstück.

Wie er das geschafft hat? Grosse Frage, kurze Antwort: Er ist ein Showman der Extraklasse. Wer weniger vertraut ist mit seiner Bühnen-

Er ist, mit kurzen Pausen von wenigen Tagen, Dauer-«stoner», Marihuana-Raucher.

performance, sieht sich auf Youtube die Aufzeichnung der Halbzeitshow des Super-Bowl-Finales 2022 an. Die Mitperformer – Dr. Dre, Kendrick Lamar, Mary J. Blige, Eminem und 50 Cent – mögen die grösseren Stars und ihm künstlerisch überlegen sein. Doch Snoop ist der Lässige, der, den man zu kennen und mögen meint, mit dem man ein Bier trinken möchte. Und der einem dann vielleicht sagen würde: «Hey, du bist auch super, hast es voll drauf. Ist bloss nicht so gut gelaufen bei dir, aber *fuck it.*»

Tatsächlich gesagt hat Calvin Cordozar Broadus Jr.: «Ich habe nichts als Liebe und Respekt übrig für Donald Trump.» Und zwar währenddem er die Werbetrommel für seinen neuen Film mit Namen «The Underdoggs» rührte (es geht darin um einen Fussballcoach, der Kinder aus einer miesen Gegend von Los Angeles an die Meisterschaft führt, damit sie nicht Bandenmitglieder werden). Mit anderen Worten: Kunst imitiert Realität, Snoop hat tatsächlich eine Fussball-Liga gegründet, in der Kinder aus schwierigen Verhältnissen. Das ist verdienstvoll. Und wahrscheinlich hätte das breite Publikum nichts davon mitbekommen beziehungsweise nie gelernt, dass Showman Snoop zugleich Wohltäter Dogg ist. Wenn er nicht über seine neuen guten Gefühle für Präsidentschaftsbewerber und Showman Trump öffentlich gesprochen hätte.

Optimismus ist Pflicht

Der verlorene Zukunftsglaube als Krankheit westlicher Gesellschaften.

Klaus Schwab

Die Menschheitsgeschichte ist geprägt vom Streben nach einer besseren Zukunft. Dieser Fortschrittsglaube hat uns erlaubt, die Lebensqualität grosser Teile der Menschheit in den letzten Jahrzehnten zu verbessern. Die extreme Armut ist weltweit gesunken, die Lebenserwartung gestiegen, der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Ausbildung wurde verbessert, um nur einige Beispiele zu nennen.

Dieses Narrativ einer besseren Zukunft war verankert in traditionellen Werten und brachte uns einen verantwortungsbewussten Zusammenhalt, sei es in der Familie oder im Gemeinwesen.

Gefühle der Entfremdung

In den vergangenen Jahren hat sich diese Aufbruchstimmung zunehmend verändert, und vor allem in unseren westlichen Gesellschaften hat sich ein allgemeiner Zukunftspessimismus eingenistet. Dafür gibt es mehrere Gründe. Mit dem Aufkommen globaler Herausforderungen wie dem Klimawandel, der Umweltzerstörung, sozialen Spannungen und kriegerischen Auseinandersetzungen ist eine neue Risikodimension in unserem Bewusstsein dazugekommen und hat das Vertrauen, durch individuelles Handeln etwas bewegen zu können, untergraben.

Dazu kommt der schnelle technologische Wandel, der viele desorientiert, weil es schwer ist, die Auswirkungen vor allem auf das persönliche Leben abzuschätzen. Die Covid-Pandemie hat diese Ängste verstärkt und neue Ängste geschaffen, insbesondere im Hinblick auf die Verletzlichkeit der persönlichen Gesundheit und Freiheit. Dazu kommt die Informationsflut mit ihrer Tendenz, das Weltbild noch pessimistischer erscheinen zu lassen.

Der britische Soziologe Anthony Giddens hat sich in seiner Arbeit eingehend mit der Entfremdung in der Moderne beschäftigt und beschrieben, wie in der heutigen Gesellschaft die allgegenwärtigen Risiken zu Gefühlen der Entfremdung und Unsicherheit führen und



zu einer Welt, in der Individuen auf sich selbst gestellt permanent nach Identität und Sinn suchen müssen.

Die Konsequenz aus dieser Orientierungslosigkeit und Zukunftsangst führt jedoch dazu, dass wir uns auf die Maximierung der eigenen und jetzigen Lebensqualität konzentrieren. Die dadurch bedingte Schwächung des Gemeinsinns reduziert die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und untergräbt die Grundlage für gegenseitiges Vertrauen und das Vertrauen in unsere institutionellen Organe. Dies fördert wiederum populistische Bewegungen, die simplifizierte Lösungen für komplexe Probleme versprechen.

Um aus diesem Teufelskreis herauszufinden, braucht es vielfältige Anstrengungen. Zunächst müssen wir die Wurzeln dieser Zukunftsangst verstehen, die im Wesentlichen darin besteht,

Wir müssen besser erkennen, dass wir die Möglichkeit haben, viele Probleme lösen zu können.

in der sich schnell entwickelnden Gesellschaft seinen Platz zu verlieren oder ungerecht behandelt zu werden. Darum besteht auch so viel Abneigung gegen Eliten, weil diese in der öffentlichen Meinung in einer privilegierten, das heisst sorgenfreien Welt leben.

Nur eine Zukunft, die bessere Chancen für eine breite Mehrheit verspricht, bringt der wachsenden Bevölkerung, die sich in der jetzigen Wirtschaftssituation echte Sorgen um ihre Existenz machen muss, eine Perspektive. Was ist die Lösung? Konventionelle Politik wie Umverteilung wird das Problem nicht lösen, sondern eher verschärfen. Wohlstand für alle

kann nur mit höherer Produktivität, mit Innovationen und mit einer unternehmerischen Wirtschaft erzeugt werden, die auch den Übergang in ein neues technologisches Zeitalter voll nutzt. Wir müssen besser erkennen, dass wir mit den neuen Technologien die Möglichkeit haben, viele anstehende Probleme, zum Beispiel im Umweltbereich, zu lösen.

Potenzial für eine neue, kreative Epoche

Eine positive Vision für die Zukunft im Zeitalter der neuen Technologien könnte sich um die Idee einer vernetzten, intelligenten und nachhaltigen Gesellschaft drehen. Mit dieser Vision würde die Wirtschaft nicht nur qualitativ wachsen, sondern auch das Wohlbefinden der Menschen auf breiter Basis verbessern und eine umweltfreundliche Entwicklung fördern.

Das alles ist keine utopische Sicht. Die Erfindung der Buchdruckkunst brachte der Menschheit ein florierendes Zeitalter der Renaissance und Aufklärung. Die künstliche Intelligenz, mit den erforderlichen ethischen Rahmenbedingungen versehen, hat das Potenzial, eine neue, kreative Epoche der menschlichen Selbstverwirklichung einzuleiten.

Die Zukunft ist nicht vorbestimmt, sondern wird durch menschliches Denken und Handeln gestaltet. Der Philosoph Jürgen Habermas betonte, dass durch rationale Analyse und Diskussion ein Konsens über wichtige Themen der Gesellschaft erreicht werden kann. Dazu dienen auf globaler Ebene zum Beispiel die Diskussionen in Davos.

Was wir brauchen, ist nicht Pessimismus, oft verkleidet in Defaitismus und Zynismus, sondern wieder ein optimistischer Blick auf die Zukunft sowie vernünftige Auseinandersetzungen und gemeinschaftliche Anstrengungen, um den optimalen Weg zu finden und zu gehen. Nur dann ist eine Fortsetzung der Menschheitsgeschichte zu einer besseren Zukunft möglich.

Klaus Schwab ist Professor, Chairman und Gründer des Weltwirtschaftsforums.

Karolinas Krönung

Schönheitsköniginnen haben es immer schwerer. Miss Japan musste sogar den Titel zurückgeben.

Dies ist eine komische Zeit für Schönheitsköniginnen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schien es, als würden Schönheitswettbewerbe aussterben: Sie wirkten so altmodisch in einer Welt, in der Frauen fanden, es wäre ganz nett, mal für etwas anderes als ihr Aussehen geschätzt zu werden. Es gibt diese Wettbewerbe nach wie vor, aber Schlagzeilen machen sie nur noch, wenn etwas Besonderes dazukommt: So hatten wir lesbische Schönheitsköniginnen (Mariana Varela und Fabiola Valentín, die 2020 Argentinien und Puerto Rico vertraten und heute verheiratet sind), eine Trans-Beauty-Queen (Rikkie Valerie Kollé, die letztes Jahr Miss Niederlande wurde) und eine kurzhaarige (Ève Gilles, die zur Miss France 2024 erkoren wurde). Nach nur zwei Wochen als Miss Japan ist nun Karolina Shiino zurückgetreten.

Fatale Affäre

Von all den Ländern, die dafür in Frage kommen, eine im Ausland geborene Frau zum Schönheitsideal zu erklären, war Japan das am wenigsten wahrscheinliche. Dass Ausländer zu Japanern werden können, ist kaum vorstellbar in einem Land, das zur westlichen Kultur immer Abstand zu halten bestrebt ist. So viele japanische Regierungen nacheinander weigerten sich, die Einwanderungsgesetze zu lockern, so dass heute ein Grossteil der Senioren von Robotern gepflegt wird. Letztes Jahr wurde im japanischen Parlament ein Gesetz verabschiedet, wonach Menschen, die sich dreimal vergeblich um Asyl beworben haben, in ihre Heimat ausgeschafft werden können. Die einzige Ausnahme waren die Ukrainer. Nach der russischen Invasion erklärte Premierminister Fumio Kishida, Japan werde ukrainische Flüchtlinge aufnehmen. Das löste einige Überraschung aus, aber nie so viel wie die Krönung von Karolina.

Shiino ist kein Flüchtling. Sie kam mit fünf Jahren nach Japan, als ihre ukrainische Mutter einen Japaner heiratete. Ihre Krönung führte zu einem nationalen Aufschrei, der sich mit Fug und Recht als rassistisch bezeichnen lässt. «Ich lebe als Japanerin, aber es



Das Wichtigste ist der Weltfriede: Karolina Shiino, 26.

gibt Rassenschranken, und es ist immer wieder vorgekommen, dass ich nicht akzeptiert wurde», hatte Shiino anlässlich ihrer Krönung unter Tränen erzählt. «Umso mehr erfüllt es mich mit Dankbarkeit, dass ich heute tatsächlich als Japanerin akzeptiert werde.» Prompt wurde, getreu dem Klischee, dass Westler es mit der Moral nicht so genau nehmen, aufgedeckt, dass Shiino eine Affäre hatte mit dem verheirateten japanischen Arzt und Influencer Takuma «Muscle Doctor» Maeda, und so wurde ihr der Titel entzogen.

Die arme Karolina: Sie ist mitten in die Debatte darüber geraten, wie eine Japanerin sein sollte, eine Osteuropäerin nicht sein sollte und was sich überhaupt für eine Frau gehöre. Die Zeiten, in denen eine Schönheitskönigin sagen konnte, das Wichtigste sei ihr der Weltfriede, scheinen fern zu sein, nun da selbst dieses alt-hergebrachte Ideal der Weiblichkeit ins Kreuzfeuer des Kulturkriegs geraten ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Der Mann, der die AfD erfand

Martin Renner gab der erfolgreichen deutschen Oppositionspartei Namen und Logo. Ohne ihn wäre aus dem einstigen Professorenklub nie eine politische Kraft geworden. Wie sieht er sein Werk heute?

Philipp Gut

Kennen Sie Martin Renner? Vielleicht nicht. Aber mit Sicherheit kennen Sie seine Marke: die Alternative für Deutschland (AfD). Renner stand zwar stets etwas im Schatten berühmterer aktueller und ehemaliger Parteixponenten wie Alice Weidel oder Bernd Lucke, aber er spielte bei der Gründung der Partei eine entscheidende, wenn nicht die entscheidende Rolle (wir kommen darauf zurück). Und er bringt sich bis heute mit wohlformulierten Beiträgen, die seinen katho-

«Solange wir eine demokratische Nation sind, darf es keine Grenzen der Meinungsfreiheit geben.»

lisch-humanistischen Bildungshorizont durchschimmern lassen, in die Debatten und hitzigen Volksseelenaufwallungen ein, die das Ampeldeutschland der Gegenwart Fieberschüben gleich durchschütteln. Jüngst exponierte er sich in der Affäre um die Ausladung von AfD-Vertretern durch die Berlinale, Deutschlands grösstes Filmfest. Renner war davon als Mitglied des Bundestags direkt betroffen.

Ausladung von der Berlinale

Berlinale-Geschäftsführerin Mariëtte Rissenbeek und der künstlerische Leiter Carlo Chatrian teilten ihm und anderen AfD-Abgeordneten, die von Amtes wegen zur Berlinale eingeladen worden waren, per Brief vom 8. Februar 2024 mit, dass diese Einladung «widerufen» werde. «Menschen, die demokratische Grundwerte abschaffen wollen, sind auf der Berlinale nicht willkommen», schrieben die beiden zur Begründung. Dass die AfD dies plane, habe sich «gerade in den letzten Wochen in aller Deutlichkeit gezeigt. Wir laden Sie deshalb hiermit aus. Auf der Berlinale ist für Sie kein Platz.»

Renner sagt gegenüber der *Weltwoche*, diese Ausladung strotze nur so von «Unterstellungen, Diskriminierungen und unhaltbaren Vorwürfen». Das wiege umso schwerer, als die Trägerin der Berlinale zu 100 Prozent



«Kultur ist das Vorfeld des Politischen»: Kommunikationsstrategie Renner.

in Regierungsbesitz sei und mit 12,5 Millionen Euro Steuergeld ausgestattet sei. In einem offenen Brief an das Berlinale-Führungsduo kritisierte er die «links-autoritäre Botschaft» des «Auf der Berlinale ist für Sie kein Platz»-Statements, das «nicht nur in seiner grenzüberschreitenden Tonalität, sondern insgesamt von

einer bestürzenden Unkultur geprägt» sei: «Sie stellen unter anderem die vollkommen unhaltbare und unbegründete Behauptung auf, wir als Alternative für Deutschland wollten demokratische Grundrechte abschaffen – und nehmen dies zum Anlass, genau das in dreistester Manier selbst zu praktizieren.» Das sei

ein «Anfall billigsten Gratismutes» und Ausdruck einer demokratiefeindlichen Haltung: «Solange wir eine demokratische Nation sind und bleiben, so lange darf es keine Grenzen oder Schranken der Meinungsfreiheit geben, welche nicht einzig und allein vom Rechtsstaat, hier dem Bundesverfassungsgericht, definiert und rechtskräftig beschlossen werden.»

Der Ausladungs-Affront von der Filmfront ist Fortsetzung und Folge der Massendemonstrationen gegen die AfD nach dem angeblichen «Geheimtreffen» in Potsdam, das durch die regierungsnahen Nichtregierungsorganisation Correctiv skandalisiert worden ist. Seither ist freilich Zurückbuchstabieren angesagt. Zentrale Bestandteile der «Recherche» – so der Vorwurf, die Teilnehmer hätten «Deportationen» unter anderem deutscher Staatsbürger gefordert – mussten, da frei erfunden, nachträglich korrigiert und zurückgenommen werden.

Pointen und Nadelstiche

Für Renner ist das Ganze mehr als eine zufällige journalistische Fehlleistung, nämlich eine «Inszenierung», mit direkter Beteiligung der Bundesregierung unter SPD-Kanzler Olaf Scholz, der noch eine Woche davor bei Correctiv zu Besuch gewesen sei. Auch habe der federführende Correctiv-Redaktor schon rund vier Wochen vor dem Treffen im «Landhaus Adlon» eingesehen. Renner sieht darin den Versuch, die politische Auseinandersetzung zu verschieben, zu verschärfen, «allerdings mit nicht statthafter Mitteln». Zum Motiv sagt er deutsch und deutlich: «Weil der Ampelregierung der Arsch momentan auf Grundeis geht.»

Bei den anstehenden Landtagswahlen im Osten Deutschlands darf die AfD mit hoher Zustimmung rechnen. Gleichzeitig könnte die neu als Partei formierte Werteunion von Hans-Georg Maassen, eine Abspaltung der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands (CDU), der Mutter wichtige Prozente abjagen, womit womöglich kein Weg mehr an einer AfD-Regierungsbeteiligung vorbeiführt.

Zu sagen, dass die aufstrebende Opposition damit «alternativlos» würde, wäre angesichts ihrer Entstehungsgeschichte ein historischer Fehlgriff, denn: Die Partei entstand ja gerade in Reaktion und Widerspruch zur Aussage der damaligen CDU-Kanzlerin Angela Merkel, die ihre Politik als «alternativlos» anpries. Martin Renner war daran massgeblich beteiligt: Mit seiner Werbe- und Kommunikationsagentur erfand er nicht nur den Namen «Alternative für Deutschland», er entwarf auch das Logo der Partei. Und er sorgte dafür, dass aus der eurokritischen Bewegung Wahlalternative

2013 um den Hochschulprofessor Bernd Lucke vor ziemlich genau elf Jahren, am 2. Februar 2013, überhaupt eine politische Partei wurde. Renners Sekretärin hatte mit Lucke das Abitur gemacht, und sie brachte die beiden zusammen. Lucke wollte nichts von einer Partei-gründung wissen, anders als Renner, der dagegenhielt und an einer Versammlung der Landesbeauftragten der Wahlalternative eine Brandrede für die Gründung einer Partei hielt. Er konnte die Stimmung kehren, in der entsprechenden Abstimmung votierten 66 von 70 Teilnehmern für die Partei-gründung. Man kann also mit

Fug und Recht sagen: Ohne Renner gäbe es die AfD so nicht.

Für ihn war klar, dass die eurokritische Stossrichtung allein nicht genügte: «Ich sah schon damals voraus, dass sich die Politik der Bundesrepublik in Richtung eines Ökosozialismus bewegte», so Renner. Er habe dafür plädiert, dass sich die Partei breiter aufstelle. Auch die spezifischen Slogans «für Freiheit», «für Recht», «für Demokratie», «für Familie», «für Sicherheit» und so weiter gingen auf seinen Input zurück.

Bernd Lucke vertrat das alles eher schlecht: Auf dem Landesparteitag in Arnsberg, Nordrhein-Westfalen, stellte er Anfang Dezember 2013 erfolgreich den Antrag, Renner abzuwählen. Lucke dankte ihm für die geleisteten Dienste und sagte spöttisch: «Leben Sie wohl.» Ein halbes Jahr später kam Renner wieder zurück, und bald darauf löste Frauke Petri Lucke an der Spitze der Bundespartei ab. Renner, ein Mann der Pointen und feinen

Mit zarten zwölf leiteten die Jesuitenpatres ihn an, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen.

Nadelstiche, dankte Lucke mit denselben Worten, die dieser damals an ihn gerichtet hatte, und wünschte ihm nun seinerseits Lebewohl. Inzwischen ist er das einzige Gründungsmitglied, das noch dabei ist.



Aufgewachsen ist Renner, Jahrgang 1954, im schwäbischen Reutlingen in einer tiefkatholischen Familie, die einige Generationen in Ungarn gelebt hatte. Sein Vater floh nach dem Zweiten Weltkrieg, seine Grossmutter und eine Grosstante waren von Soldaten der Roten Armee geschändet worden. In der Familie war es üblich, dass der Zweitgeborene jeweils Priester wurde, so war es auch für den jungen Martin vorgesehen. Doch mit sechzehn wurde er, wie er es formuliert, «vom Gott Eros berührt», die Kirchenkarriere kam nicht mehr in Frage. Doch er liess sich weiter von Jesuiten unterrichten, in der Freizeit notabene, und hat dabei «unheimlich viel gelernt», vor allem in Dialektik und der «Kunst des Rechtbehaltens». Mit zarten zwölf leiteten die Jesuitenpatres ihn an, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen, worauf er eine 280 Seiten umfassende Abhandlung über dessen Menschenfeindlichkeit abliefern konnte.

Später wollte er Journalistik und Medienwissenschaften studieren, doch ein Kollege seines Vaters wandte ein, er solle besser «was Gscheites» studieren. Renner warf sich auf die Betriebswirtschaftslehre. Mit 28 war er bereits Marketingdirektor einer internationalen Firma, vier Jahre danach gründete er eine Agentur für strategische Kommunikation und beriet weltweit tätige Unternehmen im Bereich Medizin und Pharma.

Anspielung auf DDR-Zeiten

Mit seinen bald siebzig Jahren und seiner reichen Erfahrung in Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur wundert er sich über die jungen linksgrün angehauchten «Strickliesel» in den Mittzwanzigern, die ihm heutzutage in der «Arroganz des Nichtwissens» die Welt erklärten. Er vermisst die Offenheit der politischen Debatte in Deutschland und spricht in diesem Zusammenhang in Anspielung auf DDR-Zeiten von einer «Neuen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands», der ausser der AfD ausnahmslos alle angehörten, von Grün über Orange und Rot bis Schwarz.

Dabei sieht er, belesen, wie er ist, durchaus, was die Linke so erfolgreich gemacht hat. Renner kennt seinen Gramsci, obwohl er immer schon gegen die linken Lehrer aufbegehrte und in der 68er Ära sich harte Rededuelle mit ihnen lieferte: Der italienische «Kulturmarxist» lehrte, dass die Linken Macht im so erfolgreichen Kapitalismus nicht durch einen Aufstand des Proletariats erringen könnten, sondern vielmehr dadurch, dass sie die intellektuelle und kulturelle Deutungshoheit gewannen.

«Die Kultur», weiss Renner, «ist das Vorfeld des Politischen.» Aber selten wird das so krass beleuchtet wie bei der Ausladung Martin Renners und seiner AfD-Kollegen durch die Berlinale in diesem Februar Anno Domini 2021.

Migration zerstört den Wohlfahrtsstaat

Setzt sich die Masseneinwanderung fort, gefährdet sie die Grundsäulen unserer Gesellschaft, sagt der niederländische Mathematiker und Kulturanthropologe Jan van de Beek. Seine Studie löst eine Kontroverse aus. Hier nimmt er Stellung zu den drängendsten Fragen.

Urs Gehriger

Migrationsforscher aus den Niederlanden haben die «Folgen der Einwanderung für die öffentlichen Finanzen» untersucht. Ihre Studie «Borderless Welfare State»* lässt aufhorchen:

Setze sich die Masseneinwanderung fort wie gewohnt, bedeute dies «das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen», lautet die Kernbotschaft.

Die Forscher legen dar, dass Asylbewerber im Schnitt keinerlei positive Effekte für die Staatskasse haben – sie verursachen im Gegenteil Kosten in Höhe von durchschnittlich 475 000 Euro. Flüchtlinge aus Afrika kommen den Staat mit 625 000 Euro pro Person am teuersten zu stehen (Grafik S. 28).

Überdies kommt die Studie zum Schluss, dass die Einwanderung keine Lösung für die Überalterung unserer Bevölkerung bietet. «Die gegenwärtige Einwanderung verschlimmert das Problem eher, als dass sie es verbessert.»

Federführend an der Untersuchung beteiligt war Jan van de Beek. Forschungen über Kosten und Nutzen der Einwanderung seien verpönt, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*. Er versteht seine Studie als Weckruf.

Weltwoche: Die Berechnungen in Ihrem Bericht lassen keinen Zweifel daran, was unbegrenzte Massenimmigration langfristig bedeutet: «zunehmender Druck auf die öffentlichen Finanzen und letztlich das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen». Herr van de Beek, was sind, in ein paar Sätzen zusammen-

gefasst, die Schlüsselfaktoren dieses Drucks? Und wie zerstören sie den Wohlfahrtsstaat?

Jan van de Beek: Der Wohlfahrtsstaat ist ein Mittel zur Umverteilung des Einkommens von meist gutausgebildeten, gutverdienenden Menschen zu Menschen mit einem niedrigeren Einkommensniveau. In den Niederlanden ziehen wir vor allem gering qualifizierte Einwanderer an. Geringqualifizierte Zuwanderer kosten Geld, wegen dieser Umverteilung des Sozialstaates. Ein Teil davon ist das, was wir den umgekehrten Wohlfahrtsmagneten nennen.

Weltwoche: Will heissen?

Van de Beek: Migranten, die Nettokosten verursachen, haben eine viel grössere Tendenz, lange im Land zu bleiben. Ein weiterer Faktor ist die kulturelle Distanz: Je grösser die kulturelle Distanz einer Gruppe ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie Nettokosten für den

Flüchtlinge aus Afrika kommen den Staat mit 625 000 Euro pro Person am teuersten zu stehen.

niederländischen Wohlfahrtsstaat darstellt. Die Zuwanderung von Menschen mit geringen Qualifikationen und grosser kultureller Distanz erhöht den Anteil der Nettoempfänger. Es gibt zwar auch viele Einwanderer, die Geld in die Niederlande bringen, aber sie sind den Nettoempfängern zahlenmässig weit unterlegen. Das ist das Hauptproblem.

Weltwoche: Sie weisen auf grosse Unterschiede zwischen westlichen und nichtwestlichen Einwanderern hin. Welche belasten den Fiskus und die Sozialsysteme am wenigsten, welche am meisten?

Van de Beek: Die westlichen Gruppen sind für unsere Gesellschaft die vorteilhaftesten. Aber Kategorien wie «westlich» und «nicht-westlich», wie sie von der Regierungsbehörde Statistics Netherlands verwendet werden,



Forscher van de Beek.

sind sehr unpräzise. Also haben wir diese Gruppen verfeinert und weiter untersucht. Wir stellen fest, dass innerhalb der westlichen Gruppe vor allem Menschen aus hochentwickelten Regionen wie Skandinavien, den angelsächsischen Ländern, aber auch aus Japan, der Schweiz oder aus Frankreich sehr vorteilhaft sind. Das Schlusslicht in der westlichen Gruppe, wenn es um den

steuerlichen Nettobeitrag geht, sind Menschen aus Mittel- und Osteuropa. Der Grund dafür ist ganz einfach: Sie verrichten viel niedrigqualifizierte Arbeit. Menschen, die niedrigqualifizierte Arbeit verrichten, sind im Durchschnitt Nettoempfänger.

Weltwoche: Wie sieht das Bild innerhalb der nichtwestlichen Gruppe aus?

Van de Beek: Es gibt einige Länder, zum Beispiel solche in Ostasien oder wie Südafrika und Israel, die aufgrund ihres hohen Entwicklungsniveaus auf der positiven Seite stehen. Aber das sind die Ausnahmen. Diejenigen, die innerhalb der nichtwestlichen Gruppe die höchsten Kosten verursachen, sind die Menschen aus dem Nahen Osten und aus Afrika, und zwar aufgrund einer Kombination aus einem niedrigen Qualifikationsniveau und der Tatsache, dass viele von ihnen als Asylbewerber oder durch Familiennachzug kommen. Diese beiden Typen der Einwanderung sind sehr kostspielig.

Weltwoche: Entscheidend sind die Motive der Zuwanderung wie Asyl, Familiennachzug, Arbeits- oder Bildungseinwanderung. Hier gibt es erhebliche Unterschiede. Wer kostet am meisten? Wer ist der grösste Nutzniesser für das Gastland?

Van de Beek: Die höchsten Kosten verursachen Asylanten und Familiennachzug, weil diese beiden Gruppen nicht zum Arbeiten kommen. Sie sind im Durchschnitt gering qualifiziert, viel geringer als die Studien- und Arbeitsmigranten. Sie haben vielleicht eine Ausbildung oder Berufserfahrung, aber vieles davon können sie in den Niederlanden nicht





«Wir schaden uns selbst»: irakische Flüchtlinge auf der Nordseeinsel Borkum (D).

anwenden. Studienmigranten sind im Durchschnitt hochqualifiziert, aber die meisten verlassen das Land innerhalb weniger Jahre wieder. Diejenigen Migranten, die bleiben, sind hingegen unterdurchschnittlich qualifiziert. Migranten, die eine starke Tendenz zum Bleiben haben, sind ausserdem Menschen, die bei allen Integrationsindikatoren nicht gut abschneiden. Nach einer Weile summieren sich die Negativfaktoren. Die Kosten für die Menschen, die bleiben, sind viel grösser, weil sie – anders als Menschen, die zum Studieren kommen – dauerhaft hierbleiben. Sie bleiben im Durchschnitt jahrzehntelang. Das fällt in der Gesamtberechnung viel stärker ins Gewicht.

Weltwoche: Migranten, die zum Arbeiten kommen, helfen unseren Gesellschaften, so die vorherrschende Meinung. Doch es gibt offenbar grosse Unterschiede unter Arbeitsmigranten.

Van de Beek: Im Grossen und Ganzen ist die Arbeitsmigration die positivste Form der Zuwanderung. Vor allem wenn die Menschen aus angelsächsischen Ländern, aus Skandinavien, der Schweiz, Frankreich oder Japan kommen. Zu meiner anfänglichen Überraschung kann die Arbeitsmigration allerdings auch sehr negativ sein. Zum Beispiel ist die Arbeitsmigration aus Afrika und dem Nahen Osten sowie aus den mittel- und osteuropäischen Ländern aufgrund des niedrigen Bildungsniveaus und anderer Faktoren negativ.

Weltwoche: Es heisst oft: «Europa braucht Einwanderung, denn wegen der geringen Geburtenraten überaltert unsere Gesellschaft.» Doch Ihre Studie kommt zu einem anderen Schluss: «Die Einwanderung scheint keine Lösung für die Überalterung unserer Bevölkerung zu bieten [...] Die gegenwärtige Einwanderung verschlimmert das Problem eher, als dass sie es verbessert.» Können Sie erklären, warum?

Van de Beek: Der Wohlfahrtsstaat hat zwei Formen der Umverteilung. Eine Form ist, wie ich bereits erwähnt habe, die Umverteilung von dem gutausgebildeten, gutverdienenden Teil der Bevölkerung zur Bevölkerung mit geringerer Erwerbsfähigkeit. Die andere Form der Umverteilung erfolgt zwischen Menschen in den drei Lebensphasen Jugend, Arbeit und Rente. Die Alterung stellt ein Problem für den Staat dar, weil dadurch die Zahl der Nettoempfänger steigt. Wenn man dieses Problem lösen will, ist das Letzte, was man braucht, die Zuwanderung von Einwanderern, die im Durchschnitt Nettoempfänger sind. Doch genau dies geschieht in der Realität.

Weltwoche: Nun könnte man sagen: «Wir werden selektiver und lassen nur noch Einwanderer zu, die im Laufe ihres Lebens einen durchschnittlichen Nettobeitrag leisten.»

Van de Beek: Ja, zum Beispiel einen Nettobeitrag von durchschnittlich 100 000 Euro. Wenn wir das tun, werden wir immer noch

ein grosses Problem mit dem Bevölkerungswachstum haben. Denn mit dieser Strategie, so haben wir berechnet, würden in den Niederlanden in den nächsten sechzig Jahren wahrscheinlich zehn Millionen zusätzliche Ein-

Wir sollten mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen. Unbedingt.

wohner hinzukommen. Das würde das ohnehin schon grosse Problem des Bevölkerungsdrucks, das wir in den Niederlanden – ähnlich wie in der Schweiz – erleben, noch verschärfen.

Weltwoche: Der Migrationsdruck auf Europa wird weiter zunehmen. Sie zitieren die jüngste Bevölkerungsprognose der Uno, wonach die Gesamtbevölkerung Afrikas und des Nahen Ostens bis zum Ende dieses Jahrhunderts von 1,6 Milliarden auf 4,7 Milliarden ansteigen wird. Was bedeutet das für Ihr Land und für Europa?

Van de Beek: In der Tat ist im Nahen Osten und in Afrika ein schnelles Bevölkerungswachstum zu beobachten, und das führt zu einem Jugendüberschuss. Wenn man junge Menschen nicht auf dem Arbeitsmarkt unterbringen kann, und offensichtlich sind die Länder im Nahen Osten und in Afrika nicht dazu in der Lage, dann entsteht ein enormer Druck, das Land zu verlassen. Wir wissen aus allen möglichen Untersuchungen

weltweit, dass Hunderte Millionen von Menschen diese Gebiete verlassen wollen. Viele von ihnen würden gerne nach Europa kommen. Daraus erwachsen bei uns zwei zentrale Probleme: Das erste Problem ist das niedrige Qualifikationsniveau, das zweite ist die grosse kulturelle Distanz.

Weltwoche: Mit kultureller Distanz meinen Sie die Unterschiede zwischen unserer Kultur und derjenigen von Migranten. Wie wirkt sich diese Distanz aus?

Van de Beek: Um dies zu eruieren, verwenden wir einen sehr grossen Datensatz. Es handelt sich um den World Values Survey. Wenn man die kulturelle Distanz zwischen, sagen wir, dem sogenannten protestantischen Kulturcluster in Europa und anderen Gebieten in der Welt auf der Grundlage dieses riesigen Datensatzes berechnet, sieht man, dass die kulturelle Distanz zu Afrika und dem Nahen Osten am grössten ist. Wir können auch sehen, dass selbst in der zweiten Generation sich diese kulturelle Distanz negativ auf die Integration auswirkt.

Weltwoche: Das erstaunt. Man könnte erwarten, dass sich die zweite Generation besser integriert.

Van de Beek: Zwischen Einwanderern der zweiten Generation aus dem protestantischen Europa und Einwanderern der zweiten Generation aus Afrika und dem Nahen Osten klafft im Laufe des Lebens eine Lücke auf. Wir müssen also zwei Faktoren besonders im Auge behalten: die kulturelle Distanz der Migranten und das Bildungsniveau. Wenn diese Gruppen in immer grösserer Zahl zu uns kommen und um Asyl ersuchen, können wir unter heutigen Voraussetzungen kaum etwas dagegen tun, wegen des Asylrechts. Meine Schlussfolgerung ist, dass wir mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen sollten. Unbedingt. Das ist das Erste, was wir tun müssen.

Weltwoche: Was meinen Sie damit?

Van de Beek: Wir müssen den Asylvertrag der Vereinten Nationen abschaffen, was an sich schon ein Tabu ist. Wenn man die Einwanderung steuern will, kann man nicht all diese internationalen Verträge haben. Sie machen es unmöglich, Migrationsströme zu lenken. Es ist so, dass diese Verträge einen humanitären Charakter haben, aber sie töten viele Menschen auf dem Mittelmeer. Sie sind in ihrem Kontext nicht humanitär, es gibt bei uns eine Menge Heuchelei in der Migrationsdebatte.

Weltwoche: Wenn ich Ihre Studie richtig verstanden habe, zerstört zu grosse Toleranz in der Asylfrage letztlich die Grundpfeiler unserer Gesellschaft, wie den Sozialstaat.

Van de Beek: Wir schaden uns selbst. Einerseits finanziell, denn Asyl ist die mit Abstand teuerste Form der Einwanderung. Das bedeutet in der Konsequenz andererseits, dass wir die Struktur unserer Gesellschaft verändern, weil wir viele Menschen mit grosser kultureller

Distanz einreisen lassen. Wir stellen fest, dass dies die Integration sogar der zweiten Generation absolut behindert. Vor allem bei Musli-

Den Vorwurf, dass wir mit unserer Studie Rechtsextremen in die Hände spielen, halte ich für falsch.

men. Doch es kommt ein interessanter Aspekt dazu: Unsere Studie zeigt, dass Mischehen sich enorm positiv auf die Integration der zweiten Generation auswirken.

Weltwoche: Das heisst: Je stärker sich Einheimische und Zuwanderer familiär binden, desto besser verläuft die Integration.

Van de Beek: Ja. Doch wenn Menschen aus religiösen Gründen keine Mischehen mit Einheimischen eingehen wollen, behindert das die Integration der zweiten und auch der dritten Generation enorm. Auf lange Sicht ist das ein ernsthaftes Problem.

Weltwoche: Ihre Studie hat europaweit Aufmerksamkeit erregt. Analysen, die sich detailliert mit den Herkunftsregionen beschäftigen, werden kaum durchgeführt. Es bestehe die Befürchtung, dass dies als Diskriminierung wahrgenommen werden könnte, sagt der Bremer Migrationsforscher Stefan Luft. Sind Sie in den Niederlanden auf ähnliche Ängste gestossen?

Van de Beek: Ja, natürlich. Ich habe sogar meine Doktorarbeit darüber geschrieben. Die Leitfrage lautete: «Warum forschen wir so wenig über die Kosten und den Nutzen der Einwanderung?» Dabei bin ich auf mehrere Tabus gestossen. Ein Tabu ist, dass wir nicht das Opfer beschuldigen sollen. Einwanderer gelten gemeinhin als Opfer von Kapitalisten, von Rassismus, Diskriminierung und Unterdrückung usw. Ein weiteres Argument gegen die Untersuchung der Migrationskosten lautet: «Man soll keine Berechnungen über Menschen anstellen.» Das ist natürlich falsch, denn in den Niederlanden berechnen wir alles, was mit Menschen zu tun hat, das Altern, Medikamentenkosten, das Gesundheitswesen, alles.

Weltwoche: Ein weiterer Vorwurf lautet, dass Sie mit dieser Studie rechtsextremen Parteien in die Hände spielen würden.

Van de Beek: Das halte ich für falsch, denn die Öffentlichkeit kennt die Phänomene, die wir berechnet haben, aus ihrem Alltag. Unsere Resultate machen die Dinge nur greifbarer und präziser.

** Borderless Welfare State: The Consequences of Immigration for Public Finances.*

Jan van de Beek arbeitet als freiberuflicher Dozent für Mathematik, Statistik, Forschungsmethoden und Wirtschaft an verschiedenen Hochschuleinrichtungen. Er studierte Mathematik und Informatik an der Universität Utrecht sowie Kulturanthropologie an der Universität von Amsterdam.

MIGRATIONSMOTIV, REGION UND KOMBINIERT	BETRAG IN EURO
MIGRATIONSMOTIV	
Arbeitseinwanderung	+125 000
Bildungseinwanderung	-75 000
Familiennachzug	-275 000
Asyl	-475 000
REGION	
Westlicher Durchschnitt	+25 000
Japan, Nordamerika, Ozeanien, Britische Inseln, Skandinavien und die Schweiz	+200 000
Mittel- und osteuropäische EU-Länder	-50 000
Anderer EU-Länder (ohne Britische Inseln und skandinavische EU-Länder)	+50 000
Ehemaliges Jugoslawien und ehemalige Sowjetunion	-150 000
Nicht-westlicher Durchschnitt	-275 000
Südliches Afrika	+150 000
Israel	+50 000
Marokko	-550 000
Horn von Afrika und Sudan	-600 000
EINWANDERUNGSMOTIV KOMBINIERT MIT REGION	
Arbeitseinwanderung aus Japan, Nordamerika und Ozeanien	+625 000
Flucht aus Afrika	-625 000
Bildungseinwanderung aus der Europäischen Union (einschließlich Grossbritannien)	+75 000
Bildungseinwanderung aus Afrika	-250 000

Quelle: info.BILD.de; Borderless Welfare State The Consequences of Immigration for Public Finances

Kosten der Einwanderung: durchschnittlicher Nettobeitrag von Einwanderern zu den öffentlichen Finanzen, nach Einwanderungsmotiv und Region, einschliesslich der Kosten für die zweite Generation (gerundet auf ein Vielfaches von 10 000 Euro).

Silber: der Super-Rohstoff der Zukunft

Elektromobilität, Photovoltaik, Telekom und Medtech: Ohne Silber würden diese Branchen still stehen. Das Edelmetall ist gefragter denn je – und im Vergleich zu Gold viel günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Reines Silbergranulat.
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle Silberanwendungen.

Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

Win-win-Partnerschaften.
Über das S-Deposito lassen sich Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man bei vielen Firmen Einkäufe gegen Silber tätigen.

Smart in Silber investieren.
Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.

Begehrte in der Industrie.
Silber ist ein hervorragender thermischer und elektrischer Leiter. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Schützen Sie
Erspartes vor
Bankenkrisen
und Inflation!

Stählernes Röschen

Ursula von der Leyen führt die EU wie eine absolutistische Herrscherin. Nun will sie sich für eine zweite Amtszeit krönen lassen.

Wolfgang Koydl

Eigentlich müsste die zierliche Frau verschwinden neben dem hochgeschossenen Mann, der neben ihr steht. Aber als CDU-Chef Friedrich Merz Anfang der Woche seine Parteifreundin Ursula von der Leyen für eine zweite Amtszeit an der Spitze der EU-Kommission vorschlug, da war er es, der in ihrem Schatten stand. Jedem im Saal war klar, wer hier die wichtigere Person war.

Lernen vom Vater

Es ist ein Trick, den die 65-Jährige seit ihrer Kindheit beherrscht. Da lernte sie das politische Geschäft buchstäblich zu Füßen ihres Vaters. Ernst Albrecht, damals Ministerpräsident des deutschen Bundeslandes Niedersachsen, versteckte die Kleine unter seinem Schreibtisch, wenn er Gespräche führte. Manchmal führte er es den Gästen anschliessend stolz vor: das unschuldige kleine Mädchen mit dem lieblichen Übernamen. Röschen nannten sie ihre fünf Brüder. Und Röschen dürfen enge Vertraute sie bis heute nennen.

Doch diese Rose hat nicht nur viele Dornen. Sie ist von stählerner Härte und Durchsetzungskraft – was sie geschickt kaschiert durch anscheinend harmloses Auftreten: das hilflose Frauchen, das starke Männer um Beistand bittet. Nur dass sie viele dieser starken Männer eiskalt ausgeschaltet hat. Als Siegerin ging immer sie hervor: Ursula von der Leyen, studierte Ärztin, leidenschaftliche Pferdenärrin, mehrmals deutsche Ministerin und seit zwei Jahren «die mächtigste Frau der Welt», wie das amerikanische Magazin *Forbes* jüngst schrieb.

Das will – und wird – sie bleiben. Die Europäische Volkspartei (EVP), ein Zusammenschluss bürgerlicher Parteien, wird sie gewiss als Spitzenkandidatin in den Europa-Wahlkampf schicken. Wobei Wahlkampf nicht das rich-

tige Wort ist, denn sie wird ebenso wenig um Wählerstimmen kämpfen müssen wie Russlands Präsident Wladimir Putin, der sich im März zur Wiederwahl stellt.

Sein Name steht immerhin auf Wahlzetteln, eine Demütigung, die sich von der Leyen erspart. Stets hatte sie klargemacht, dass sie nicht

Die siebenfache Mutter ist wie die Jungfrau zum Kind zu ihrem Amt gekommen.

daran denke, sich von einfachen Menschen begutachten und über sich befinden zu lassen. Wähler sind ja so schrecklich unberechenbar. Wer weiss, vielleicht könnten sie sie nicht für so toll halten, wie sie sich selbst sieht.

Stattdessen schwebt sie wie eine gesalbte Göttin zur nächsten Krönung. Niemand wird ihr das nehmen. Zum einen wird ihre EVP wohl als stärkste Kraft aus den Wahlen hervorgehen; zum anderen hat die Kon-

kurrenz – Sozialdemokraten, Liberale und Grüne – schon die Waffen gestreckt. Wie sonst wäre es zu erklären, dass die Sozialisten einen farb- und namenlosen Herrn Schmit aus Luxemburg nominieren. Nach ihrer Krönung wird von der Leyen ihn sicher mit einem netten Pöstchen abfinden.

Schon vor fünf Jahren war die siebenfache Mutter wie die Jungfrau zum Kind zu ihrem Amt gekommen. Auch bei der Wahl ins Europaparlament 2019 stand sie auf keinem Stimmzettel. Sie wurde von Frankreichs Präsident Emmanuel Macron aus dem Hut gezaubert, weil sich die Mitgliedsstaaten nicht auf einen der rechtmässigen Bewerber einigten.

Denkbar, dass dem Franzosen seitdem Zweifel gekommen sind. Denn von der Leyen führt die Kommission mit der Unfehlbarkeits-Attitüde eines frühmittelalterlichen Papstes, der Kollegialität eines Dschingis Khan und der Transparenz eines Illuminatenordens. Kein EU-Chef hat so viele Vollmachten für die – ungewählte – Kommission an sich gerissen. Zugegeben: Ihre Amtszeit war geprägt von Krisen – Corona, Crash, Krieg. Aber sie nutzte die Krisen, um ihre Macht zu erweitern.

Wahlvorschriften für Ungarn

Skandale lächelte sie frostig weg. Covid-Impfdosen per SMS beim Hersteller bestellt? Na und? Der korrupten Ukraine freihändig die EU-Mitgliedschaft versprochen? Was denn sonst. Polen, Ungarn oder Italienern vorgeschrieben, wen sie wählen sollen? *So what.*

Ist Ursula von der Leyen eine unumstrittene Herrscherin, die in ihrer Miniwohnung gleich neben ihrem Büro allein über Wohl und Wehe von 500 Millionen Bürgern entscheidet? Nur zum Teil. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass sie schon Anregungen annimmt – aus Washington. Oder sind es eher Befehle?



Wohl und Wehe von 500 Millionen Bürgern: Politikerin von der Leyen.

Undemokratische Umtriebe

Wir leben in Zeiten, in denen Linke beim Totalitarismus aus den eigenen Reihen schweigen.



Längere Autofahrten nutze ich gerne für das Hören von Podcasts. Verurteilen Sie mich nicht, aber zu meinen liebsten Podcasts gehört «Lanz & Precht». Ich entschied mich für eine Folge über ein mögliches AfD-Verbot. Weder der Moderator noch der Philosoph waren dafür, aber man sprach intensiv über die Gefahr für die Demokratie, die von einer möglichen Regierung unter Führung der AfD ausginge.

Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn es in einem solchen Podcast mal nicht nur um die theoretischen Gefahren durch eine Regierungsbeteiligung der AfD ginge, sondern auch einmal um die konkreten, weil jetzt schon realen Gefahren durch Parteien wie die Grünen und auch die SPD.

Ich habe, um ehrlich zu sein, mittlerweile wenig Geduld für etwaige Panik-Szenarien mit der AfD, wenn weder in TV-Talkshows noch reichweitenstarken Podcasts erörtert wird, was all die Gesetze und Vorhaben der Ampel unter dem Deckmantel von Transrechten, Asyl und «Demokratieförderung» für dieses Land bedeuten. Nein, tatsächlich fürchte ich die AfD nicht. Nicht einmal den radikalen Teil. Weil unsere Gesellschaft wachsam ist, wenn es um «rechts» geht. Was ich fürchte, sind die antidemokratischen Kräfte, bei denen sie die Augen verschliesst. Jene, die im Namen des «Guten», sowohl in der Presse als auch innerhalb der Zivilgesellschaft, einen Freifahrtschein für ihre gefährlichen Umtriebe genießen. Die keinen medialen und gesellschaftlichen Druck erfahren, weil dem Grossteil der Gesellschaft, dank nachlässigen und in weiten Teilen befürwortenden Journalisten, überhaupt nicht

bewusst ist, was da eigentlich vorstättengeht. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen die Gesellschaft die liberale Demokratie vor all ihren Feinden verteidigt. Wir leben in Zeiten, in denen Linke beim Totalitarismus aus den eigenen Reihen schweigen und ihn umgekehrt bei allen heraufbeschwören, die nicht mitklatschen.

«Man muss sich schon die Frage stellen, wer eigentlich gefährlicher für unsere Verfassungsordnung ist: diejenigen, die sich im Rahmen des Erlaubten bewegen, oder diejenigen, die den Rahmen des Erlaubten nach eigenem Gusto beschränken wollen», äussert sich FDP-Vize Wolfgang Kubicki gegenüber dem Newstportal *Nius* im Kontext der Bestrebungen von Bundesfamilienministerin Lisa Paus, sogenannte Hass-Postings künftig auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze verfolgen zu wollen. Die FDP stemmt sich bis dato gegen das Demokratiefördergesetz der Regierung, das genau genommen eher ein Gesetz zur Einschränkung aller nichtlinken Meinungen ist. Einzig der Glaube, dass die FDP ihren Widerstand aufrechterhält, ist bei mir nicht sonderlich stark ausgeprägt.

Auch das gehört zu den Dingen in diesem Land, die mir mittlerweile Angst machen: dass wir nicht nur von linken Kräften mit fragwürdigem Verständnis von Demokratie- und Meinungsfreiheit regiert werden, sondern auch von Liberalen, die nur allzu oft in den letzten Jahren bewiesen haben, dass ihnen der Liberalismus nicht mehr allzu sehr am Herzen liegt. Die noch vorherrschende Kritik am Demokratiefördergesetz aus den Reihen der

Freien Demokraten ist das eine, die breite Zustimmung zum Selbstbestimmungsgesetz unter Federführung des liberalen Justizministers Marco Buschmann das andere. Oder anders gesagt: Wie soll man noch Vertrauen in

Gegen die Weltsicht vieler Zuwanderer ist selbst der rechte Rand der AfD ein queerfeministischer Vulva-Töpferkurs.

Leute und ihren Sinn für die liberale Gesellschaftsordnung haben, die mich per Gesetz und unter Androhung von Strafe dazu zwingen wollen, Männer als Frauen anzuerkennen?

Und der letzte Punkt ist das Thema Asyl. Keine Regierungsbeteiligung der AfD kann eine grössere Gefahr für unsere Demokratie sein als die Befürwortung und seit 2015 dauerhaft stattfindende Massenzuwanderung aus zutiefst antidemokratischen, totalitären Gottesstaaten. Fragt man mich also, was ich mehr fürchte, eine Partei, die diese Migration mitunter auch mit der Änderung von Gesetzen stoppen will, oder Parteien, die diese weiter forcieren, ist meine Antwort klar.

Gegen die Weltsicht vieler Zuwanderer aus dem islamischen Raum ist selbst der rechte Rand der AfD ein queerfeministischer Vulva-Töpferkurs. Dass die Partei mit Protagonisten wie Maximilian Kraus für mich als Frau kein Top-Favorit ist, dürfte ebenfalls klar sein, aber Deutschland ist schon lange kein Wunschkonzert mehr, sondern nur noch die Wahl des geringeren Übels.

Showdown der Muslime

Sunniten und Schiiten ringen in der islamischen Welt seit 1979 um die Vorherrschaft. Der Kampf erinnert an den Dreissigjährigen Krieg zwischen Protestanten und Katholiken. Befinden wir uns in einem konfessionellen Konflikt von welthistorischer Bedeutung? Vieles spricht dafür.

P.J. Blumenthal

Fünfundvierzig Jahre sind es her seit dem 1. Februar 1979, als Ajatollah («Zeichen Gottes») Ruhollah Musawi Chomeini eine Air-France-Maschine in Paris bestieg, um aus dem Exil nach Teheran zurückzukehren. Wer hätte damals geahnt, dass dieses Ereignis den Anfang des grössten innerreligiösen Glaubenskonflikts seit dem Dreissigjährigen Krieg zwischen Protestanten und Katholiken (1618–1648) markieren sollte? Die meisten Menschen ahnen es noch immer nicht.

Der charismatische Chomeini, mit langem weissem Bart, Turban und dunklem Gewand, der Blick streng und konsequent, wirkte fürs westliche Auge wie eine Figur aus «Tausendundeiner Nacht». Junge Menschen – vor allem Linke – haben ihn quasi als Heiland angesehen, der seine iranische Heimat von der Knechtschaft des überall verteilten Schahs Mohammad Reza Pahlavi befreien sollte. Der Schah war bereits Mitte Januar 1979 ins Exil gegangen.

Stimme der Opposition

Grosse Ironie: Dieser Schah trat 1941 nach der Ermordung seines Vaters als Reformler in Erscheinung. Er suchte nach handfesten Lösungen, um sein damals rückständiges Land ins fortschrittliche 20. Jahrhundert hinzulotsen. Vor allem wollte er durch eine Landreform dem althergebrachten Feudalismus der Grossgrundbesitzer (unter ihnen auch hohe Geistliche) ein Ende machen. Auch für die Selbstbestimmungsrechte iranischer Frauen setzte er sich ein. Diese Vorhaben scheiterten aber: teils wegen des heftigen Widerstands der Kleriker und der einflussreichen Grossgrundbesitzer, teils wegen Korruption in der eigenen Regierung.

Die Proteste wurden besonders heftig in den 1960er Jahren. Es war zu dieser Zeit, dass der Geistliche Ajatollah Chomeini zusehends zur moralischen Stimme der Opposition mutierte. Bereits 1964 wurde er in die Verbannung geschickt. Bald schwappte der Hass auf den



Schwiegersonn:
Ali ibn Abi Talib (l.).

Schah auch nach Europa über. Als er 1967 einen Staatsbesuch in Deutschland abstattete, demonstrierten progressive deutsche Studenten in den Strassen Berlins.

Unterdessen wurde die Lage im Iran immer chaotischer. Im Exil hatte der immer einflussreichere Ajatollah eigene Reformen versprochen. Er wolle sein Land in eine islamische Demokratie verwandeln, beteuerte er, wo auch Frauen auf ihre Kosten kämen. Als Chomeini 1979 endlich in Teheran ankam, empfingen ihn

schätzungsweise drei Millionen begeisterte Anhänger. Im westlichen Ausland hat man diese Ereignisse mit distanzierter Faszination verfolgt. Doch bald kannte fast jeder die exotische Vokabel «Ajatollah».

Dazu lernte man noch andere neue Wörter, zum Beispiel «Schia», womit die islamische Glaubensrichtung der Iraner gemeint war; auch «Sunna», die Art Islam, wie man erfuhr, die sonst in der muslimischen Welt praktiziert wurde. Es gab also «Schiiten» und «Sunniten». Ach so, hätte man denken können: irgendwie vergleichbar mit evangelisch und katholisch.

Irgendwie, aber nicht ganz.

Aber zurück zum denkwürdigen 1. Februar 1979. Damals dominierten zwei Grossmächte, USA und UdSSR, das Weltgeschehen. Jede pflegte eigene Interessengebiete und sorgte für Unruhe, wann und wo nützlich. Das wichtigste Thema hiess zu dieser Zeit Erdöl. Da dieser Rohstoff im Nahen Osten reichlich vorhanden war, eiferten beide Grossmächte um Einfluss in der Gegend. Die USA haben sich mit dem Libanon, mit Saudi-Arabien und mit dem Iran des Schahs alliiert.

Die UdSSR, deren Taschen weniger tief waren als die des Rivalen, säte wo möglich Unruhe, indem sie sogenannte Befreiungsbewegungen för-

derte, Befreiung von den «kapitalistischen Ausbeutern», versteht sich. Zum Beispiel im Nahen Osten, wo sie die PLO, Abu Nidal und Co. unterstützte, um gegen die westliche Enklave Israel aufzubegehren.

Insgesamt herrschte aber damals ein einigermaßen friedliches, globales Gleichgewicht vor. Ab dem 1. Februar 1979 war damit Schluss. Denn nach wenigen Tagen verwandelte Chomeini

Als Chomeini 1979 in Teheran ankam, empfingen ihn fast drei Millionen begeisterte Anhänger.

seine Heimat in eine strenge schiitische «islamische Republik». Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, Widerstand wurde grausam geahndet. Immer häufiger stiess man in den westlichen Medien auf das Wort «Islam», und der Ajatollah mutierte zunehmend zum Buhmann.

Saddam Husseins Befürchtungen

Es folgte bald der nächste Streich: Unversehens marschierte an Weihnachten 1979 die UdSSR in Afghanistan ein. Wie es hiess, um

die damals herrschende sozialistische Bruderregierung zu unterstützen. Als Reaktion darauf lieferten die USA Waffen an die sogenannten Mudschaheddin (wieder eine neue Vokabel!). Im gleichen Jahr wurde im Irak Saddam Hussein Präsident und Premierminister. Ähnlich Ajatollah Chomeini zeigte auch er schnell seine grausame Seite. Ausserdem witterte er Gefahr aus der neuen «Islamischen Republik». Der sunnitische Saddam Hussein, wenn auch selbst säkular, befürchtete, dass die «islamische Revolution» bald in sein Land überschwappen

könnte. Denn der Irak war zu 55 Prozent schiitisch. 1980 griff er – mit Unterstützung der USA und Deutschlands – präemptiv den Iran



Schwiegervater:
Abu Bakr.



Ab dem 1. Februar 1979 war Schluss: Ajatollah Chomeini.

der Mullahs an. Es folgte ein für beide Seiten aufreibender Krieg, der bis 1988 dauerte. Man hätte diesen Krieg als gewöhnliche Auseinandersetzung zwischen Nationalstaaten deuten können. Dem war aber nicht so – zumindest nicht vom Standpunkt der iranischen Seite aus. Denn nun spielte auch Religion eine Rolle.

Doch bevor wir mit der weiteren Entwicklung der heutigen Spannungen zwischen den zwei Hauptglaubensrichtungen des Islam fortfahren, zuerst ein wenig historischer Hintergrund:

Mohammed starb 632 n. Chr., ohne einen Nachfolger (arabisch: «Kalif») ernannt zu haben. Zwei Kandidaten stellten sich zur Wahl: Abu Bakr, sein Schwiegervater, und Ali ibn Abi Talib, sein Cousin und Schwiegersohn, der mit seiner Tochter Fatima verheiratet war. Jeder wusste damals, dass Mohammed einst erklärt

hatte: «Wer mich als Meister anerkennt, wird auch Ali als Meister anerkennen.» Nichtsdestotrotz entschied sich die Mehrheit der Stimmberechtigten für Abu Bakr als Kalifen. Die Par-

Nun stand fest: Die neue Glaubensrichtung bestand aus zwei Strömungen: Schia und Sunna.

tei Alis (arabisch: «Schiat Ali») erzürnte sich sehr. Nach dem Tod Abu Bakrs 634 wurde anstelle von Ali schon wieder ein anderer Anhänger Mohammeds, Umar, als Kalif auserkoren. Keine schlechte Wahl für die junge Religion, wie sich herausstellte. Denn bald eroberte Umar eins nach dem anderen Palästina, Syrien, Ägypten, Karthago und sogar Persien. 644 wurde er je-

doch von einem persischen Kriegsgefangenen umgebracht. Auch Umars Nachfolger hiess nicht Ali, sondern Uthman. Immerhin war er ein Mitsstreiter Mohammeds der ersten Stunde. Nur: Er stammte aus Syrien, was bedeutete, dass Mekka nicht mehr alleiniger Mittelpunkt der Glaubensgemeinschaft war. Auch das sorgte für böses Blut. 656 wurde auch dieser Kalif Opfer eines Anschlags. Doch nun endlich wurde Ali, inzwischen 62-jährig, zum Kalifen auserkoren, was beinahe folgerichtig zu neuen Querelen zwischen seiner Partei («Schia») und derjenigen der Orthodoxie («Sunna») führte. 661 wurde auch er Opfer eines Attentats.

Nun stand fest: Die neue Glaubensrichtung bestand aus zwei Strömungen: Schia und Sunna. 680 kam es denn zum Showdown. Dies geschah nahe der Stadt Kerbala im Irak: Zwei Söhne Alis,

Hussain und Abbas, samt Anhängern kämpften gegen das Heer des Kalifen Yazid. Sie wurden besiegt und erlitten den Märtyrertod. Ab jetzt sprach man endgültig von zwei islamischen Strömungen.

Im Grunde sind die Unterschiede zwischen den zwei Glaubensrichtungen gering: Sunniten erkennen die Vorherrschaft eines Kalifen an, Schiiten nicht. Seit osmanischen Zeiten gibt es dieses Amt ohnehin de facto nicht mehr. Schiiten hingegen – zumindest in der ersten Zeit – wählten sich anstatt eines Kalifen einen «Imam», das

Trotz ihrer Unterschiede haben Sunniten und Schiiten zumeist friedlich nebeneinander gelebt.

heisst «Vorbeter». Dieses Amt war für Sunniten ohne Bedeutung. Bis zum Jahr 874 gab es lediglich zwölf Imame, und alle starben eines gewaltsamen Todes. Bis heute glauben viele Schiiten, dass der letzte Imam – er hiess Muhammad ibn Al-Hassan – nicht gestorben sei, sondern dass er sich verborgen habe, um eines Tages als Heiland («Mahdi») zurückzukehren. Diese Lehre erinnert ans Christentum. Sunniten warten nicht auf den «Mahdi».

Doch trotz ihrer Unterschiede haben Sunniten und Schiiten zumeist friedlich nebeneinander gelebt – mit Ausnahmen. Im 12. Jahrhundert zum Beispiel gründete ein gewisser Hasan ibn Sabbah aus Ghom in Persien eine schiitische Sekte, die «Assassinen», die es für ihre Pflicht hielten, sunnitische Würdenträger – unter ihnen auch Kalifen – zu ermorden. Politisch aber blieben die Schiiten lange machtlos und stets eine Minderheit in der islamischen

Welt. Erst 1501, als der Perser Ismail I. über die turkmenische Weisse Horde siegte und das sogenannte safawidische Reich in Persien gründete, bekamen die Schiiten einen Staat, der bis nach Aserbaidschan reichte. Nach und nach wurde Persien beinahe vollständig schiitisch – und ist es bis heute geblieben.

Und nun nähern wir uns der Gegenwart an. Lange Jahre blieb der Nahe Osten fast bedeutungslos für die westliche Welt. Erst mit der Zerschlagung des siechen Osmanischen Reichs Ende des Ersten Weltkriegs witterten Grossbritannien, Frankreich und die USA – ohne viel über die Gegend zu verstehen – eine Chance, Machtansprüche zu erheben, und zwar hauptsächlich wegen des reichlichen Vorkommens an Erdöl in diesem Erdteil. Nur: Das Kolonialzeitalter war beinahe vorbei, und eine vollkommene Unterdrückung dieser noch immer rückständigen Länder war nicht mehr möglich. Vor allem deshalb nicht, weil dieser Nahe Osten dabei war, aus seinem langen Dornröschenschlaf zu erwachen. Stichwort Nationalismus. So war die Lage im Iran, in Ägypten, Saudi-Arabien, im Irak, in Jordanien, im Libanon, in Syrien et cetera. Allerdings: Die vielen Jahrhunderte unter den Fittichen von Wesiren und Sultanen haben alle diese Länder massiv geprägt, mit dem Resultat, dass auch der Opec zum Trotz der Glaube noch immer als ein starker Einfluss blieb.

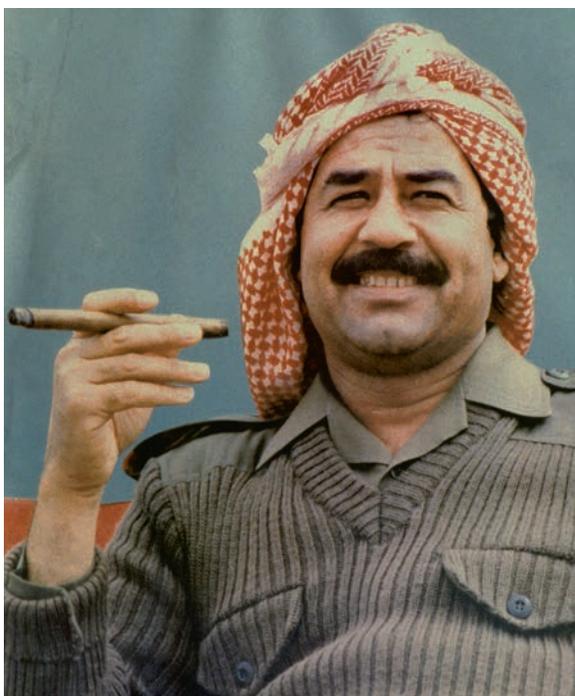
Ajatollahs Gespür für Marketing

Ab 1929 entstanden zum Beispiel im sunnitischen Ägypten – wahrscheinlich als Folge der drohenden Verwestlichung – die Muslimbrüder; in Saudi-Arabien waren es die Wahhabiten. Beide Bewegungen wurden schnell zu Exportprodukten. Taliban, al-Qaida, Isis: All diese

sind Kinder der wahhabitischen Koranschulen. Die Hamas und noch einige Gruppen im palästinensischen Gebiet stehen unter dem Einfluss der Muslimbrüder.

Auch bei den Schiiten gab es vor Chomeini fanatische Randgruppen. Zum Beispiel die des Religionslehrers Navvab Safavi, Fada'iyān-e-islam («Verehrer des Islam»). Diese Terrorgruppe war für viele Attentate verantwortlich – so auch für den Tod des Vaters des letzten Schahs. Chomeini war zwar kein Anhänger, dennoch verpflichtete er diese Kämpfer später für die eigene Sache. Nebenbei: Der Ajatollah hatte ein feines Gespür für Produktmarketing. Oft war er selbst das wichtigste Produkt. Er liess sich gern «Imam Chomeini» nennen. Damit stand er in Verbindung mit den zwölf historischen Glaubensvätern (Imamen) der Schia. Und siehe da: Bald munkelte man, er selbst sei der langersehnte «Mahdi», der die Welt von jeglicher Korruption erlösen sollte. So betrachtete ihn auch die schiitische Mehrheit im Irak, was Saddam Hussein bestimmt zu seinem Krieg gegen den Nachbarn motiviert hatte. Wie dem auch sei: Der schiitische Geist war unter Chomeini aus der Flasche entwichen. In den 1980er Jahren wurden Schiiten im Libanon mit dem Ajatollah als Vorbild immer eifriger und radikaler. Zuerst war es Amal und dann die Hisbollah («Partei Gottes»). In Syrien stärkte der Imam die Familie Assad, Mitglieder einer schiitischen Sekte, die nur eine kleine Minderheit des sonst sunnitischen Landes ausmachte. Bereits Anfang der 1980er Jahre erklärte Assad den totalen Krieg gegen die Muslimbrüder im eigenen Land: 20 000 starben in Hama.

Chomeini selbst träumte dennoch von einem vereinigten Islam, der sich «gegen westliche und



Der Geist war aus der Flasche: Saddam Hussein.



Kleine Wärmezeit: Anwar al-Sadat, Jimmy Carter, Menachem Begin (v. l.).



Feindbild Iran: Kronprinz Mohammed bin Salman.



Machtansprüche und Eitelkeit: Hamas-Terroristen.

arrogante Mächte» behaupten müsse, und er sehnte sich nach einem weltweiten islamischen Staat. Als Starthilfe erklärte er die Geburtswoche Mohammeds zu einer «Einheitswoche» für alle Muslime und den letzten Tag des Ramadan zu einem «al-Quds-Tag». «Al-Quds» ist das arabische Wort für Jerusalem.

Der gewiefte Politiker Chomeini verstand es bestens, das kleine Israel als gemeinsamen Feind aller Muslime zu instrumentalisieren, um seine erträumte muslimische Einheit zu erwirken. Umso dringender wurde die Umsetzung dieses Plans, da bereits am 26. März 1979, also kurz nach Chomeinis Rückkehr in seine Heimat, Anwar as-Sadat einen Friedensvertrag mit Israel unterzeichnet hatte. Bald sollten Jordanien und später andere islamische Staaten folgen. Die Ironie: Nachdem Saddam Hussein den Krieg gegen den Iran erklärt hatte, war Israel, einstiger Alliierter des Schahs, eines der wenigen Länder, die Waffen an den Iran lieferten.

Chomeini starb 1989. Sein Nachfolger Ajatollah Chamenei baute den schiitischen Einfluss weiter aus. Er hat aber nicht das Charisma seines Vorgängers, hingegen die Brutalität. Ihm ist es auch gelungen, die Huthi-Bewegung im Jemen zu ertüchtigen – zuerst in einem Krieg gegen Saudi-Arabien. Mit iranischer Hilfe werden auch die Hisbollah und das Assad-Regime stärker denn je. Und wie sein Vorgänger macht auch Chamenei Israel zum Feindbild für einen vereinten Islam. Doch der Erfolg ist mittlerweile nur mässig geblieben. Denn Teile der islamischen Welt – vor allem Saudi-Arabien und die Golfstaaten – sehen den Iran als grösseren Feind an als Israel. Weshalb 2016 die Arabische Liga die Hisbollah zu einer Terrororganisation erklärt hat. Der Irak mit seiner schiitischen

Mehrheit hat sich der Stimme immerhin enthalten. Auch sunnitische Terrorgruppen wie die Muslimbrüder, Isis und al-Qaida schielen auf eine iranische Vorherrschaft. Al-Qaida nennt die Hisbollah gern «Hisballat», «Partei der Allat». Allat war eine vorislamische arabische Göttin. Und damit sind wir zur Idee zurückgekehrt, die am Anfang dieses Textes zu lesen war: dass wir den grössten innerreligiösen Glaubenskonflikt seit dem Dreissigjährigen Krieg erleben.

Zwei islamische Weltanschauungen stehen sich zunehmend gegenüber: Auf der einen Seite findet man den Iran mit seinen Verbündeten,

Die sunnitische Hamas spielt lediglich die Rolle des nützlichen Idioten für den Iran.

auf der anderen die Arabische Liga mit dem Westen und – überraschenderweise – mit Israel. Die sunnitische Hamas spielt lediglich die Rolle des nützlichen Idioten für den Iran. Eigene Machtansprüche (und Eitelkeit) sind nicht selten wichtiger als jegliches religiöse Dogma – das war schon im Dreissigjährigen Krieg zu beobachten. Und Russland und China? Sie suchen einzig nach Gelegenheiten, eigene Vorteile zu gewinnen.

Ja, es findet ein Glaubenskrieg statt, und kaum einer weiss es. Denken Sie an die Hazara, eine schiitische Minderheit in Afghanistan. Sie werden von wahhabitischen Taliban verfolgt. Gleiches erlebt die sunnitische Minderheit im Iran. In Pakistan und im Irak greifen – je nachdem – entweder schiitische und sunnitische Extremisten Anhänger der anderen Seite an. Schon 2006 schrieb der amerikanische Polit-

wissenschaftler Vali Nasr: «In den nächsten Jahren werden Schiiten und Sunniten um die Macht konkurrieren, erst im Irak, aber schliesslich in der ganzen Region.»

Kurz jedoch zum Dreissigjährigen Krieg. Er begann 1618 in Prag mit dem berühmten Fenstersturz. Wir nennen diese Reihe von grausamen Schlachten und Abschachtungen in den darauffolgenden dreissig Jahren einen Krieg. Es waren aber mehrere Kriege, die lediglich am Anfang von einem religiösen Fanatismus geprägt waren. Es ging letztlich um die Macht. So auch in diesem neuen Glaubenskrieg.

Anfang der 1980er Jahre sprach ich mit zwei persischen Kommilitonen in München über die Situation in ihrer Heimat. «Na ja, in fünf Jahren ist alles wieder vorbei», sagte ich. «Fünf Jahre?», antwortete einer. «Nein, es wird fünfzig Jahre dauern!» Wenn er recht hat, dann sind wir beinahe so weit. Oder werden die heutigen Kriege und Scharmützel als der «Hundertjährige Krieg» in die Geschichtsbücher eingehen?

Kriegsende dank Klimawandel?

Ein letzter Gedanke: Historiker behaupten, dass der Dreissigjährige Krieg zumindest teilweise auch durch einen Klimawandel, die sogenannte Kleine Eiszeit, beeinflusst wurde. Denn es gab damals eine weitverbreitete Hungersnot und auch viele Missernten. Kann es sein, dass auch dieser hundertjährige oder fünfzigjährige oder achtzigjährige Krieg unter dem Einfluss eines Klimawandels steht, den man eines Tages «die kleine Wärmezeit» nennen wird?

P. J. Blumenthal ist ein amerikanischer Altphilologe, Schriftsteller und Übersetzer in München.

Zirkus der Hilfsorganisationen

Bevor ich Luxuskreuzfahrten für Manager mitfinanziere, kündige ich meine Spende.



Das ist garantiert ein tolles Sujet für die Basler Fasnacht. Peta kommt mit einer Forderung, die ganz bestimmt ein echter Gewinn für die Tierwelt ist: Die Tierschutzorganisation will, dass Karussells nicht mehr mit Tiermotiven gestaltet werden. Laut Medienberichten hat Peta jüngst in einem Brief an einen Fahrgeschäftshersteller erklärt, dass stattdessen Flugzeuge oder Autos verwendet werden sollen. Kinder müssten schon früh lernen, wie man mit Tieren umgehe, und das Karussellvergnügen würde normalisieren, dass Tiere als Mittel zur Unterhaltung genutzt werden dürften. Generell hätten es Reittiere schwer, da diese oft zur Unterwerfung gezwungen würden.

Ich habe nichts gegen Hilfsorganisationen, ganz im Gegenteil, ich halte ihren Einsatz für wichtig. Wenn sie sich nicht für die Sorgen und Nöte der Schwächeren, der Tiere oder der Umwelt aufopfern, wer dann? Früher habe ich regelmässig an Greenpeace gespendet. Später habe ich aufgehört, weil ich der Umwelt helfen wollte. Und nicht beabsichtige, königliche Residenzen von Hilfsorganisationen zu finanzieren oder Luxuskreuzfahrten für deren Manager.

Es geht nämlich rund im Zirkus der Hilfsorganisationen, die hauptsächlich von Spendengeldern finanziert sind. Der CEO der Rega gönnt sich ein Gehalt von satten 440 000 Franken – das ist etwa so viel wie ein Bundesratslohn. Laut NZZ heimst der Direktor des Schweizerischen Roten Kreuzes 240 000 Franken ein, der CEO der Schweizer Jugendherbergen 231 000 Franken. Die Krebsliga bezahlt 1,4 Millionen für acht Vollzeitstellen in

der Geschäftsleitung, das ergibt einen Durchschnittslohn von 175 000 Franken. Man könnte fast vergessen, dass es um den Kampf gegen eine tödliche Krankheit geht. Bei anderen Hilfsorganisationen sieht es ähnlich aus. Die Chefin von Tierschutz Schweiz wurde von den Delegierten gerade erst abgesetzt. Grund dafür waren gemäss *Blick* unter anderem ihre über-rissenen Spesenabrechnungen, aber auch fragwürdige Immobiliengeschäfte. Es herrsche eine Kultur der Intransparenz, sagen Kritiker.

Auf meiner Sightseeingtour in Hamburg fuhr ich an einem schicken Glaspalast vorbei, der in einem der gefragtesten Quartiere, in der Hafencity direkt am Wasser, thront. Dass sich hier seit 2013 eine Hilfsorganisation eingemietet hat, wäre mir zuletzt in den Sinn gekommen. Greenpeace residiert herrschaftlich

Und ich, völlig naiv, dachte immer, diese Menschen wollten einfach nur helfen.

auf 7000 Quadratmetern – ich bin mir sicher, die Umwelt ist ganz entzückt. Oder vielleicht doch nicht? Denn wie der *Spiegel* vermeldet hatte, hat ein Mitarbeiter 2014 vier Millionen Euro an den Finanzmärkten verspekuliert – Spendengelder. Aber keine Sorge, der Palast steht noch, die Spenden fliessen weiter wie ein Wasserfall im Regenwald (an die 80 Millionen Euro im 2021).

Apropos Überfluss: Warum spekulieren Hilfsorganisationen überhaupt an den Finanz- oder Immobilienmärkten? Ich spekuliere: weil ihnen ihr eigentliches Ziel zu langweilig ist. Und

warum gönnen sich manche dieser Manager von fremdem Geld massive Gehälter, solche wie in der Privatwirtschaft? Weil sie vielleicht vergessen haben, wofür sie eigentlich da sind – und dass wir hauptsächlich nicht für sie einbezahlen. Irgendwann ging ihnen der Bezug zur Realität verloren, als hätten sie zu viele Stunden auf dem Sonnendeck der majestätischen «Icon of the Seas» verbracht. Und ich, völlig naiv, dachte immer, diese Menschen wollten einfach nur helfen. Aber wer hilft hier eigentlich wem?

A Iso, meine geschätzten Leser, wenn Sie nächstes Mal einen Spendenaufruf in den Händen halten und ein mit Schlamm bespritztes Kätzchen auf dem Cover sehen, denken Sie daran: Das arme Tier bekommt wahrscheinlich den kleinsten Teil Ihres Geldes ab. Der Grossteil landet wohl in der Tasche des Typen im Porsche, der an der Ampel neben Ihnen steht und sich schon auf die nächste Kreuzfahrt freut.

Und was Peta betrifft: So gesehen, dürfte man seinen Hund nicht mehr an die Leine nehmen, weil er sich ja wie ein unterdrücktes Tier fühlen könnte. Oder keine Wauwau mehr halten, weil sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu uns Menschen stehen.

Pablo, der Überdramatisierer in meinem Haushalt, der das Konzept einer Leine schon immer strikt abgelehnt hat und sich wie die Karussellpferdchen täglich zur Unterwerfung gezwungen fühlt, hätte wohl grosse Sympathien für seine Mit-Hysteriker.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

AUTOREN

Franz Kafka



Das bin ja ich! Allein! Winzig! Franz Kafka (1883 – 1924).

Er ist distanzlos.
Er springt den Leser
an, jeder Satz ruft:
Deute mich! Nach wie
vor tut er das. *Seite 34*

«Kafka fühlte sich
schuldig, er hatte
Angst sein Leben lang.
Und er schrieb
um sein Leben.» *Seite 36*

Er verwandelt sich in
einen Maulwurf, einen
Schimpansen, eine
Maus, einen Käfer, in
Opfer sowieso. *Seite 36*

Es ist eine düstere
Vorahnung auf
die herannahende
dunkle Nacht der
Menschlichkeit. *Seite 40*

Er ist die Axt für das gefrorene Meer in uns

Franz Kafka trifft ins Herz. Seine Bücher sind absolute Literatur. Ein Entrücktheitszauber und Jenseitsrausch beseelt diese Werke. Sie erleuchten uns noch hundert Jahre nach dem Tod ihres Schöpfers.

Matthias Matussek

Wenn ein Herr mittleren Alters, vielgereister Redner auf den in Mode gekommenen Diskussionen über die geistigen Strömungen der Zeit, nach einer so gearteten Veranstaltung, noch hingerissen von der eigenen Leidenschaft und der Wucht seiner Argumente, heftig gestikulierend mit einer Gruppe von Diskutanten in einer ihm fremden alten mitteleuropäischen Stadt, ohne auf den Weg zu achten, einkehrt in einem mit vergoldetem Blattwerk und Nymphengesichtern verzierten Restaurant und, zunehmend milde gestimmt und gewärmt in der Geselligkeit, dem vorzüglichen Hirschbraten und den Semmelklößen zuspricht und auch das reichlich nachgeschenkte Bier nicht verschmäht, kann es vorkommen, dass er plötzlich einen Sog von draussen verspürt und jäh beschliesst, sei es aus Müdigkeit oder einem überfallartigen Verdross, zu seinem Hotel aufzubrechen, und nach dem schnauzbärtigen zigeunerhaften Kellner winkt, seine Rechnung begleicht, die ihm zugeneigte Gesellschaft verlässt und hinaustritt auf die Strasse, die gesäumt ist von vollkommen schwarzen hohen Häusern, über denen der

Sein ganzes kurzes Leben über hat er mit dem Gedanken gespielt, nach Palästina auszuwandern.

Mond steht, die nun schon mitternächtlichen Gässchen hinabläuft, um sich, nun endgültig verirrt, plötzlich vor einem aus der Dunkelheit hervorspringenden haushohen, aus glänzenden Stahlplatten bestehenden Kopf wiederzufinden, und sich in einem der über ihm hängenden Spiegel erkennt, als kleine schwarze Gestalt im Mantel, welche dort unten auf dem durch eine Strassenlaterne gelb beleuchteten Kopfsteinpflaster wie angenagelt steht und sich erschreckt bei der plötzlichen Erkenntnis: Das bin ja ich! Allein! Winzig!

Er steht dort wie ein Angeklagter, der nach Rechtfertigung sucht, vor diesem gigantischen dunklen Kopf, der den eines weltweit bekannten Schriftstellers darstellen soll in einer



Wucht der Argumente: Kafka in Prag, 1922.

Installation vor dem Kaufhaus Quadrio in Prag: Franz Kafka.

Das Wiedererkennen der eigenen Person im geheimnisvollen Licht am Ende einer dunklen Gasse ist nicht die unwichtigste Wirkung, die die Begegnung mit Kafka mit sich bringt, der vor hundert Jahren gestorben ist.

Initiationserlebnis in der Jugend

Franz Kafka trifft ins Herz. Adorno fand: Er ist distanzlos. Er springt den Leser an, jeder Satz ruft: Deute mich! Nach wie vor tut er das. Aber lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: «Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Das glaube ich.»

Aneinander gestellt dürften die Versuche der vergangenen hundert Jahre, Licht in sein Dunkel zu bringen, die Länge jener «Chinesischen Mauer» annehmen, nach der er eine seiner Erzählungen nannte. Dass man sich tatsächlich aufmacht, dieser unendlichen Reihe noch eine weitere leidenschaftliche Erklärung hinzuzufügen, konnte nur Rüdiger Safranski, dem meisterhaften, philosophierenden Erzähler, einfallen.

Für ihn war Kafka in seiner Jugend ein Initiationserlebnis in das, was er die «absolute Literatur» nennt. Er hatte sich in der grossen Hausaufgabe vor dem Abitur Kafka zum Thema genommen. Durchaus mit Gewinn, sagt er, hatte er sich diese jugendliche Verehrungsarbeit noch einmal vorgenommen, und ihm war aufgefallen, dass man in all den Grossdarstellungen bisher um den zentralen Feueraspekt im Werk einen Bogen gemacht hatte: das Schreiben selbst. Dieser Zustand, in den es Kafka versetzt hat, diese Entrücktheit oder der Jenseitsrausch, über den er oft geschrieben hat und der sich jedem Leser mitteilt.

Und das ist Rüdiger Safranskis präziser Lichtkegel zum Kafka-Jahr. Er heisst: «Kafka – Um sein Leben schreiben».

Mit einem bösen ersten Satz beginnt Kafkas Roman «Der Prozess»: «Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.» «Der Prozess», veröffentlicht 1925, ein Jahr nach Kafkas Tod, ist eine düster-komische Grotteske über eine ferne Instanz, die in unser Leben eingreift. Es kann keinen besseren Romananfang geben als diesen in diesen Tagen, in denen alle vertrauten Koordinaten nachzugeben scheinen.

Und so könnte er in einer aktualisierten Version weitergehen:

K. grubelte über die Ursachen. Er zergrubelte sein Gewissen, seine Erinnerungen. Hatte er etwas übersehen? Hatte er seine Unterschrift unter einen Aufruf gesetzt, der an der Politik der obersten Behörde zweifelte? Hatte er in einem sozialen Netzwerk einen missliebigen Beitrag gelobt? Er weiss, dass er in einer Welt



Klopfen mit dem Bleistift: Kafka mit seinen Schwestern Gabriele und Valerie, 1893.

lebt, die zunehmend Geschmack an der Denunziation findet, ermuntert von einer entrückten, aber nichtsdestotrotz einschüchternden Regierung mit bürokratischen Sonderabteilungen, die sich «Correctiv» nennen oder schlicht «Volksverpetzer».

Tatsächlich war ich vor gut fünf Jahren vom Prager Cevro-Institut eingeladen worden, um über «Zukunft des Konservatismus – die deutsche Erfahrung» zu diskutieren. Anderntags besuchte ich die Altstadt und richtete den Blick in der schmalen Gasse neben der gotischen Teyn-Kirche in die Höhe in den zweiten Stock eines Gebäudes gegenüber. Hinter einem der Fenster, fast ans Mauerwerk des Doms anstossend, hat Kafka an seinem «Prozess» gearbeitet.

Es war Weihnachtszeit. Was auffiel: Die Stadt war in diesen wimmelnden Wintertagen ohne Angst. Keine Sturmgewehre zwischen den Buden mit Palatschinken. Nichts konnte die schöne Gelassenheit trüben, mit der sich hier in der Altstadt die Eltern von Kleinkindern vor den Ständen mit den gebrannten Kastanien oder denen mit den rotlackierten Äpfeln anstellten.

Aber was für ein wundervolles historisches Orchester dieses Prag, aus mittelalterlichen Türmen und Giebeln, barocken Fassaden und solchen der Renaissance: das christliche Abendland zur Architektur geronnen!

Vor dem Weihnachtsmarkt fehlten die Betonpoller, die in Berlin und anderen europäischen Metropolen zum Standard gehören. Von patrouillierenden Sicherheitskräften

keine Spur. Auch das historische jüdische Viertel kam ohne Schutzpolizei aus. Kann es daran liegen, dass sich Tschechien geweigert hatte, den von Deutschland zugewiesenen Anteil an muslimischen und meist juden-hassenden Flüchtlingen aufzunehmen? In einem in der EU ausgearbeiteten Papier über Antisemitismus rangierten die Visegrád-Staaten auf den hintersten Plätzen, Deutschland weit vorne.

Staatspräsident Zeman spottete, dass man in Deutschland nicht ohne behördliche Genehmigung angeln dürfe, aber jeder ins Land käme, der seine Papiere fortschmeisst. Auf dem Höhepunkt der deutschen Flüchtlingskrise sagte er: «Mit der Aufnahme von Migranten würden wir den Nährboden für barbarische Angriffe auf dem Gebiet der Tschechischen Republik schaffen.» In gleicher Weise kommentierte er Anfang September 2017 das Urteil des Europäischen Gerichtshofs zur Rechtmässigkeit der EU-Flüchtlingsquoten: «Wenn es hart auf hart kommt, ist es immer besser, auf EU-Subventionen zu verzichten, als Migranten hereinzulassen.»

Wie würde wohl Kafka, der Jude, über Horden aufmarschierender Hamas-Anhänger denken, unterhakt von Jugendlichen mit Palästinensertüchern, die durch die Strassen Prags zögen und den Mord der Juden wünschten? Nicht schwer vorzustellen, dass sich seinen oft gestaltlosen Ängsten nun eine ganz konkrete hinzugesellt hätte.

Sein ganzes kurzes Leben über hat Franz Kafka mit dem Gedanken gespielt, nach Palästina auszuwandern, besonders aber in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als die Juden wieder einmal zur Zielscheibe wurden. In den letzten Monaten seines kurzen Lebens wollte er mit seiner neuen Geliebten Dora Diamant tatsächlich nach Tel Aviv ziehen und dort ein Restaurant eröffnen oder sich als Kellner durchschlagen.

Weltbürger, aber Aussenseiter

Das Wort Prag kommt in seinen Texten nicht vor. Ihm war die eigene Stadt fremd. Er muster-te sie in seinen Romanen mit schrägem Blick. Er war reicher Kaufmannssohn und mochte die Lebensfülle in den Armenvierteln, die in seinem «Prozess» ausgiebig vorkommen. Er war

Deutscher unter Tschechen, Jude unter Christen, Kaffeehaus-Literat, gesellig und witzig in vertrauter Runde mit Freunden wie Franz Werfel, allerdings Asket. Weltbürger, aber Aussenseiter. Seine Spezialität: das Missverständnis.

Ich schaute mir Kafkas Geburtshaus an. Ein kleiner Holzkasten war an der Hauskante im ersten Stock angebracht, darin steckte



Erinnerungsplakette an Kafkas Geburtshaus.

eine Bronze von Kafkas Kopf, die offenbar restauriert werden musste. Es sah aus, als ob man dieses Künstlerhirn, das ohnehin nach innen arbeitete, nicht in seiner Konzentration stören wollte – ich stellte mir vor, dass ihm der Blickschutz angenehm wäre. Scham und Schuld sind zentrale Begriffe seiner Prosa. «Kein anderer hat aus seinen Schuldgefühlen so viel gemacht wie Kafka», schreibt Safranski im Vorwort seiner 250-seitigen Untersuchung.

Ich fand diesen gezimmerten Blickschutz oben im zweiten Stock angemessener als jenen nächtlichen Riesenkopf vor dem Kaufhaus, denn dort findet ja ein – dann auch nicht un-

Kafka muss schreiben. Er trotz es einer beruflichen Tätigkeit ab, die ihn zu Tode langweilt.

interessanter – Rollenwechsel statt. Normalerweise ist es Josef K., der sich vor einer riesenhaften Gerichtsbarkeit zu verantworten hat, dort unten, vor dem haushohen Kopf in der Nacht zuvor, hatte sich der kleine Betrachter vor dem Riesen Kafka zu verantworten.

Nein: Franz Kafka war schüchtern, er fühlte sich schuldig, er hatte Angst sein Leben lang. Und er schrieb um sein Leben.

Stilistische Trittsicherheit

Safranskis Buch ist ein philologischer Abenteuerroman, ein sprachphilosophischer Röntgenblick tatsächlich in Kafkas Kopf und Herz: das Schreiben. Das Wunder dieses Buches besteht in seiner Helligkeit. Es legt das Räderwerk von Kafkas magischer Prosa offen, untersucht den Motor, spürt den verborgenen Triebkräften nach, in Briefen, in Querverbindungen zu anderen Texten des Autors, zu Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen seiner Freunde. Im Zentrum steht das Schreiben selbst.

Ein paar Schraffuren aus Kindheit und Jugend. Der kleine Franz genießt es, unter den Augen der erweiterten Familie zu schreiben. «Es ist schon möglich, dass ich ... durch Verschieben des Papiers auf dem Tischtuch, Klopfen mit dem Bleistift, Herumschauen in der Runde unter der Lampe durch jemanden verlocken wollte, das Geschriebene mir wegzunehmen, es anzuschauen und mich zu bewundern.»

Die Schule durchläuft er mühelos, er schwimmt viel, er erhält glänzende Zensuren, studiert Chemie, Psychologie, dann Jura, findet Anstellung in einer privaten Versicherung, dann in der «halbstaatlichen Unfallversicherungsanstalt», eine Art Beamtenjob mit sicherem Gehalt, er schreibt juristische Gutachten und detailliert über technische Anlagen, was ihn womöglich zu dieser unerhörten stilistischen Präzision und Klar-

heit erzieht, mit der er seine Erkundungen ins Dunkelste zu beschreiben vermag.

Als er sich auf der Höhe seiner Kunst weiss, kommt das hier: «Wenn ich wahllos einen Satz hinschreibe z.B. Er schaute aus dem Fenster so ist er schon vollkommen.»

Er schreibt, weil er nur im Schreiben leben kann. Er ist, vielleicht auch, weil er deutschsprachiger Aussenseiter im tschechischen und jüdischen Milieu ist, einer der glänzendsten Virtuosen der deutschen Sprache überhaupt, wie einer, der sie sich täglich neu und frisch erobert.

In Seilschaft mit seiner stilistischen Trittsicherheit lässt sich der Leser in die dunkelsten Höhlen führen, durch endlose bürokratische Korridore, als Maulwurf ins Erdreich, aber auch in schwindelnde eisige Höhen auf der Suche nach einem verborgenen Gott. Ja, er verwandelt sich in einen Maulwurf, einen Schimpansen, eine Maus, einen Käfer, in Opfer sowieso. Kafka, meint Adorno, lässt noch das entlegenste Grauen wie eine Selbstverständlichkeit aussehen.

Jeder von uns hat seine eigenen Sogerfahrungen, die seine Prosa auslöst – aber wer kann einem Eröffnungssatz wie diesem aus der «Verwandlung» widerstehen? «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.»

Kafka muss schreiben. Er tut es nachts, und er trotz es einer beruflichen Tätigkeit ab, die ihn zu Tode langweilt. «Es ist dies aber auch eine Welt der Unruhe und der gefährlichen



Zeit des Weinens: mit Felice Bauer.

Tiefe des Schreibens» (Safranski), die lockt. Dort, das vertraut er seinem Freund Max Brod an, hat man mit «dunklen Mächten, mit der Entfesselung ungebundener Geister zu tun, mit fragwürdigen Umarmungen und was alles noch unten vor sich gehen mag, von dem man oben nichts mehr weiss ...».

Gleichzeitig versucht er, in ein sogenanntes anständiges Leben einzumünden, versucht, in die Welt geschäftiger Bürger und nützlicher Mitglieder der Gesellschaft «hineingeboren zu werden» (Safranski), die ihm sein Vater, ein lärmender erfolgreicher Geschäftsmann, vorlebt: Heiraten, Kinder kriegen, seinen Mann stehen.

In der «Lärmhölle»

Er verliebt sich in die junge Felice Bauer, die er bei seinem Freund Max Brod trifft, umwirbt sie mit einer Flut von Briefen, um sie dann vor einer von ihm selbst vorgeschlagenen Verlobung drastisch zu warnen: «Ich habe kein literarisches Interesse sondern bestehe aus Litteratur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.» Safranski kommentiert: «Felice soll das endlich begreifen, andernfalls hält sie sich an jemandem fest, den es gar nicht gibt. Denn auch für sich selbst existiert er nur in seinem Schreiben, der Rest ist ein *Leichnam*.»

Er stürzt sich mit Mitte zwanzig in die Erzählung «Beschreibung eines Kampfes», die Fragment bleibt und postum von seinem Freund Max Brod herausgegeben wird, vieles bleibt darin unklar, die Grenzen zum Traum verfließen, gleichzeitig entsteht der Roman «Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande», den er um 1908 abbricht – und zwar an der Stelle, bevor der Held seine Braut trifft.

In diesen Jahren hat Kafka kleine Liebeleien, er besucht Kabarett und Nachtlokale und fühlt sich verkommen; da ist ein Ladenmädchen für eine Kurz-Affäre, Bordellbesuche sind eine Selbstverständlichkeit für ihn, aber, so Safranski: «Das Sexuelle lockte ihn nicht, es bedrängte ihn.» Safranski hält sich nicht mit den Sexualneurosen auf, das haben längst andere besorgt. Für Kafka ist der sexuelle Verkehr eine schmutzige, ja abstossende, aber triebnotwendige Angelegenheit. Der Coitus, sagt er, sei wohl der Preis, den man für eine Ehe zu entrichten habe. Immer noch wohnt er zu Hause, in der «Lärmhölle».

Er schreibt Kritiken, Skizzen, vieles vernichtet er wohl selber. Er sympathisiert mit den Sozialisten, er versucht, sich im Judentum zu verwurzeln, nimmt sogar Hebräisch-Unterricht. Nach dem Besuch eines Vortrags von Rudolf Steiner notiert er über «das Glück des Schreibens», in welchem er sich nicht nur an seinen «Grenzen fühlt, sondern an den Grenzen des Menschlichen überhaupt».

Zwei Tage nachdem er seinen ersten Brief an Felice Bauer geschrieben hat, am



Sieg der Literatur über das Unglück: Illustration von Kafka, um 1910.

14. September 1912, setzt er sich zu einer Erzählung hin, die bereits untergründig diese Anbahnung boykottiert. Es ist ein literarischer Blitzschlag, sein Durchbruch, und er spürt es, während er schreibt. Es ist ein verrätseltes Anschlag auf den Vater, mehr noch: eine Art literarisches Selbstmordattentat.

Er schreibt «Das Urteil» in einer Nacht durchgehend nieder wie im Rausch. Safranski: Mit der Erzählung «hat sich Kafka selbst überrascht. Er war den unmittelbaren Impulsen seines Lebens so nahegekommen wie noch nie. Und da das Leben selbst immer zweifellos ist, kann Kafka auch von der Zweifellosigkeit dieser Erzählung sprechen.»

«Das Urteil» erzählt von dem jungen Georg Bendemann, der in einem Brief an seinen in Petersburg lebenden Freund von seiner bevorstehenden Hochzeit *nicht* berichtet, er will ihn, den Einsamen, nicht weiter in sein jammervolles verachtenswertes Junggesellentum hineinstossen. Er begibt sich in das dunkle Zimmer seines schrecklichen Vaters am Ende des Flures, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, und er findet ihn verwahrlost und

Es ist ein literarischer Blitzschlag, sein Durchbruch, und er spürt es, während er schreibt.

so leicht und klein, dass er ihn ins Bett trägt. Doch plötzlich richtet sich dieser auf, mächtig nun und gewaltig. Er steht über ihm in seinem Bett, er behauptet, er stehe mit seinem Freund im Bunde, er überhäuft den Sohn mit Vorwürfen und spricht das Todesurteil über ihn. Der Sohn gehorcht, er stürmt aus der Wohnung, um sich

dann tatsächlich in den nahen Fluss zu stürzen, doch auf dem Weg dorthin hört er noch, wie der Vater mit Getöse zusammenbricht.

Ein Vatermord, verknüpft mit der Selbstauslöschung. Schuld und Schuld-Erlösung in einem. Seinem Freund Max Brod gesteht er: «Ich habe dabei an eine starke Ejakulation gedacht.»

Schaffensrausch

Nicht lange danach, am 17. November 1912, er ist in einem wahren Schaffensrausch, setzt er sich zu seiner wohl berühmtesten Erzählung hin, die mit den vorhin zitierten Worten beginnt: «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.»

Safranski nennt die Erzählung eine «Familienaufstellung», denn tatsächlich kommt es dem zum Ungeziefer verwandelten Gregor Samsa zunächst darauf an, wie wohl seine Familie reagieren wird. Innerlich ist er noch Gregor, auch wenn er bei dem Versuch, sich zur Seite zu rollen, um den Albtraum wegzuschlafen, an seinem hohen Rückenpanzer scheitert. Er hat Verpflichtungen. Er muss zum Zug, um Kundschaft zu besuchen. Er verhandelt durch die geschlossene Tür mit dem Vater, mit dem Vorgesetzten, der wegen Gregors Verspätung herbeigeeilt ist.

Schliesslich wird die Tür geöffnet. Die Mutter fällt bei seinem Anblick in Ohnmacht. Der Vater stösst ihn mit einem Besenstiel zurück ins Zimmer. Die Schwester weint. Der Vorgesetzte eilt davon wie auf «brennenden Sohlen». Safranski lapidar: «Für einen Riesenkäfer ist es mit der Reiseexistenz nun wirklich vorbei.»

Gregor grübelt, anders als Josef K. im «Prozess», der ebenfalls mit einer Morgenszene beginnt, nicht über seine Schuld. «Das werden erst die Interpreten dieser ungeheuren Geschichte tun. Gregor ist zunächst damit beschäftigt zu realisieren, was da geschehen ist und in welchem Leib er sich befindet.» Zunächst geht es um Praktisches. Darum, wie sich die Familie arrangiert mit ihm.

Verlobung und Entlobung

Die Schwester stellt ihm Essensabfälle hin, die er beginnt zu lieben. Man lässt die Tür einen Spalt offen stehen, damit er ihren Gesprächen lauschen kann. So erfährt er, dass er der Familie durch seinen Verdienst ein schönes Leben ermöglicht hat – ganz im Gegensatz zu den ewigen Vorwürfen des Vaters. Besonders schätzt er das Violinspiel der Schwester. «War er ein Tier, da ihn Musik so ergriff? Ihm war, als zeige sich ihm der Weg zu der ersehnten unbekanntenen Nahrung.» Doch es ist die Schwester, die ihn verrät und ihn loswerden will. Der Vater wirft mit einem Apfel nach ihm. Er stirbt darüber. Am nächsten Morgen fegt das Dienstmädchen «das Zeug» aus der Stube.

Nun muss Kafka die Erzählhaltung ändern, denn er will den Triumph der verhassten Familie zeigen, die seinen Tod feiert mit einem vergnügten «Ausflug mit der Elektrischen ins Freie vor die Stadt». Seine Schwester blüht auf zu einer üppigen Schönheit und «dehnt ihren jungen Körper». Damit endet die Geschichte.

Seiner Felice Bauer schreibt er: «Weine, Liebste, jetzt ist die Zeit des Weinens da. Der Held meiner kleinen Geschichte ist vor einer Woche gestorben!» >>>



«Nachmittags schwimmen»: Prager Tagblatt, 1914.

Kafka erträumt sich ein Zusammenleben mit Felice Bauer unter Einhaltung penibelster Distanzregeln. «Das Essen brächte man mir stellte es entfernt hinter der äussersten Tür des Kellers nieder. ... Was ich dann schreiben würde! Aus welchen Tiefen ich es hervorreißen würde!»

Safranski: «Nicht ohne komische Untertöne – vielleicht hat Kafka an dieser Briefstelle sogar gelacht! – wird hier das Bild des absoluten Schreibens entworfen. Es geht hier nicht in die Höhe, ins Überirdische, sondern ins Unterirdische. Es sind Ekstasen eines Höhlenbewohners, und die Geliebte ist dazu verurteilt, ihm das Essen zu bringen.»

Tatsächlich verlobt er sich, um sich ein Jahr darauf wieder zu entloben. Eine letzte Aussprache mit Felice, ihrer Schwester und der gemeinsamen Freundin Grete Bloch. Gerichtstag im «Askaniischen Hof» in Berlin. Grosse Schuldgefühle. Kurz darauf stürzt er sich ins Schreiben. Mittlerweile, im August 1914, hat der Erste Weltkrieg begonnen. Kafka notiert: «Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. Nachmittags schwimmen.»

Er fühlt sich erneut schuldig, da er nicht teilnimmt. Er schreibt und fühlt sich auch dafür schuldig. Das ist seine einzige Rechtfertigung: Er schreibt über die Schuld. Er beginnt die Arbeit an dem Roman «Der Prozess».

«Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.»

Kampf mit der Gerichtsbarkeit

Josef K. protestiert. In einem «Rechtsstaat» darf so etwas nicht passieren. Die Anklage ist nebelhaft. Eine merkwürdige Verhaftung überdies, denn er bleibt auf freiem Fusse und darf seinen Geschäften in der Bank nachgehen. Eine alte Frau am Fenster gegenüber beobachtet den Vorgang. Sie holt ihren Mann dazu. Ein Dritter erscheint. Die Öffentlichkeit ist hergestellt. Unter denen, die ihm in seiner Pension zu Leibe rücken, befinden sich kleine Angestellte der Bank. Offenbar wollte ihm eine ferne Gerichtsbarkeit nur ihre Macht über sein Leben demonstrieren.

Ein durchaus schäbiges Gericht übrigens, Josef K. bekommt mit, «dass das Innere dieses Gerichtswesens genauso widerlich war wie sein Äusseres», es wuchert über die Dachböden schäbiger Häuser, Beamte und Winkeladvokaten hocken geduckt unter schiefen Dächern, die sie zwingen, auf krummen Beinen zu stehen und sich zu bücken, auf Bänken sitzen Angeklagte der höheren Klassen, verwahrlost. Schäbiger und komischer kann es nicht zugehen, der Richter liest in einem zerblätternen pornografischen Heft, im Hinter-



Er selber ist es, der über sich zu Gericht sitzt:
Illustration von Robert Crumb.

grund des Verhandlungssaals wird eine Frau vergewaltigt, hier stimmt nichts, manche stossen mit Beinen durch die morsche Decke und zappeln.

Josef K. spürt, dass das Gericht wächst, je mehr er sich mit ihm beschäftigt. Safranski: «Die Macht des Gerichts lebt von der Bereitschaft, sich ihr zu unterwerfen.» Die Lösung wäre, so denkt sich Josef K. richtig, auszuweichen, «jeden Gedanken an eine Schuld von vornherein abzulehnen», doch er scheitert damit und verinnerlicht das Verfahren.

Er selber ist es, der über sich zu Gericht sitzt. So eindringlich und hypnotisch ausweglos ist das geschildert, die rätselhafte Schuld, die Suche nach Rechtfertigung, das Herumirren in endlosen Fluren, die Begegnung mit dem An-

So eindringlich und hypnotisch ausweglos ist das geschildert, das Herumirren in endlosen Fluren.

walt Huld, der seinen heruntergekommenen Mandanten, den einst reichen Kaufmann Block, der seine Mittel verschleudert hat für seinen vergeblichen Kampf mit der Gerichtsbarkeit, in einer Besenkammer untergebracht hat, wo er vergebens versucht, eine Eingabe zu entziffern.

Schliesslich die Begegnung mit dem Gefängnisgeistlichen im Dom und die in die Szene eingebaute grosse Erzählung «Vor dem Gesetz», die ins Metaphysische steigt, eine, die für sich stehen kann wie die vom «Grossinquisitor» in Dostojewskis «Die Brüder Karamasow».

Der Mann vom Lande, der vor dem Türhüter wartet, eingelassen zu werden, und ein Leben



damit zubringt, vorgelassen zu werden, und schliesslich, sterbend, vom Türhüter erfährt, dass diese Tür nur für ihn gedacht war und dass er sie nun schliessen wird.

Mit Recht merkt Safranski an, dass diese Parabel in kabbalistischer Tradition gar nicht passt. «Die Parabel schildert ja die Schwierigkeit beim Eindringen ins Heilige, ins Wahre. Josef K. aber will ja nicht dorthin vordringen, er sucht kein gelobtes Land. Im Gegenteil: Er wird verfolgt von einer Instanz, die in keine numinose Sphäre hinaufreicht (...). Er sehnt sich nicht nach einer Oberwelt, er fühlt sich von einer Unterwelt verfolgt. (...) Ein innerliches Gericht reisst ihn heraus aus dem gewöhnlichen angepassten Leben, das ihn bisher gegen sich selbst abgeriegelt hat.»

Dennoch ist auch der Türhüter eine problematische Figur. «Der Türhüter hat also den Mann getäuscht», protestiert Josef K. Der Kaplan verneint. «Beeinträchtigen solche Türhüter nicht die Heiligkeit des gesamten Systems?», fragt Safranski.

Safranski mischt sich in die Debatte ein: Muss der Mann vom Lande nicht, im Sinne einer protestantischen Selbstermächtigung, den eigenen, direkten Weg zum Heiligen suchen, ohne alle Vermittlungen, so wie es Luther einst wollte, der über seine Bibelauslegung mit der Strenge eines Mullahs wachte? Ist Safranski, ein begeisterter Leser des existenzialistischen Theologen Tillich, hier in eine protestantische Selbstbefreiungstheologie unterwegs?

Wie soll sich der Mann verhalten? Ein Katholik würde Josef K.s Einwand womöglich recht geben: Er könnte den Türhüter an sein Versprechen erinnern, dem Mann in Zukunft

Einlass zu gewähren. Ihn also an seinen wahren Auftrag erinnern, nämlich Vermittler auf dem Weg zum Heil zu sein, dessen, wenn auch noch so kleiner, Repräsentant er ist.

Unabhängig davon wäre dieser Katholik Safranski besonders zugeneigt, weil er einer der wenigen öffentlichen Intellektuellen ist, die in ihren Büchern unermüdlich vor dem «Transzendenzverrat» warnen. Seine Devise: Nach oben offenbleiben!

Für Kafka scheint es nur einen zugenagelten Himmel zu geben, aber er beneidet die, die ihn zu sehen glauben. Den katholischen Konvertiten Gilbert K. Chesterton schätzte er wegen des Humors. «Er ist so fröhlich, dass man meint, er habe Gott getroffen.»

Schon bevor er sich an die «Verwandlung» setzte, hatte Kafka vor, einen grossen Amerika-Roman zu schreiben, rund um den jungen Karl Rossmann, der auswandert. Es sollte ein optimistischer Roman werden, ein Dickens-Roman um einen unschuldigen Helden, dem am Ende trotz aller Widrigkeiten das grosse Glück winkt, und zwar im geheimnisvollen grossen «Naturtheater von Oklahoma», aus dem er, wie Max Brod sich erinnert, «herzergreifend schön» vorlas und in dem der junge Held Freiheit und Rückhalt, ja sogar die Eltern wiederfindet.

Er hat ihn abgebrochen. Er fand kein Ende. Deshalb schrieb er den alpträumenhaften Schluss des «Prozess», in dem der beschuldigte Josef K. seinen Schergen hilft, die Exekution zu vollziehen, bereits zu Anfang seiner Arbeit – das alles übrigens Jahrzehnte vor den Moskauer Schauprozessen und vor den Exekutionen der Nazis.

Hier müssen Anmerkungen zu Kafkas literarischen Verfahren gemacht werden: In der Regel hatte er keines. Keine Gliederungen, keine grossen Entwürfe, keine ausgearbeiteten Pläne, allenfalls anzusteuern Ideen-Inseln. Er setzt sich hin und schreibt. Und überlässt sich ganz dem Schreibprozess, unvorhersehbar, unkontrolliert. Und er bricht ab, wenn die innere Zufuhr ausbleibt.

Letztes Märchen

Franz Kafka liess von seinem «Amerika»-Roman nur das Eingangskapitel «Der Heizer» gelten, in dem er von Rossmanns Überfahrt über den Atlantik erzählt. Wie er überhaupt kaum etwas gelten lassen wollte, als er, mit knapp vierzig, vom Bluthusten einer Tuberkulose überrascht wurde. Dem Freund Max Brod hinterliess er eine schmale Liste von Bewahrenswertem, kleinere Erzählungen, Aufsätze, Aphorismen.

Alles andere solle nach seinem Tode vernichtet werden, verfügte er, auch das späte «Schloss» um den Landvermesser K., der

in einem Schneetreiben in ein Dorf kommt, das um ein geheimnisvolles Schloss gelagert ist. Wieder ist es ein Mann vom Land, wieder ist da eine Instanz, die zu wachsen scheint und sich doch in der Masse entzieht, in dem er einzudringen versucht. Auch diesen voluminösen Roman liess er unvollendet.

Immer wieder geht es in seiner Prosa um Wunden und Verwundungen. Ob es der Landarzt ist, der zu einem Jungen gerufen wird, in dessen Hüfte er eine Rötung entdeckt, «eine rote Blume», aus der sich Würmer winden, während seine rätselhaften Pferde ihre Köpfe durch die Fenster des Krankenzimmers stecken.

Oder ob es sich um jene Monsterapparatur handelt, die den Verurteilten in der «Strafkolonie» mit Messern ihre Schuld in den Rücken schneidet, um auf ihren Gesichtern zur sechsten Stunde der Tortur Verklärung und Verständnis aufleuchten zu lassen.

Aber in allen wesentlichen Werken, die Safranski für seine Studie auf die Bühne stellt, ist ein Motiv durchgängig: das der Schuld, und zwar in doppelgesichtiger Ausführung.

Es ist die Schuld, sich am Schreiben zu versündigen, wenn er sich den bürgerlichen Lebensanforderungen stellt. Und die Schuld, genau diesen, zu denen auch die Heiratsversuche gehören, nicht zu genügen, wenn er schreibt. Eben die Schuld, das Leben zu verpassen, das ihm wiederum nur im Schreiben möglich ist.

Das Schreiben bleibt die Hauptsache seines Lebens, was er auch in der letzten dramatischen Auseinandersetzung, im «Brief an den

Vater», diesem entgegenschleudert. Tatsächlich, er schreibt um sein Leben.

Doch bleibt auch dieses Leben nicht ohne ein letztes Märchen. Er trifft im Steglitzer Park auf ein weinendes Mädchen, das seine Puppe verloren hat. Um es zu trösten, erfindet er eine Geschichte. Die Puppe, behauptet er, sei auf Reisen gegangen und habe ihm einen Brief geschickt. Er werde ihn der Kleinen am nächsten Tag vorbeibringen.

Und nun setzt er sich hin und schreibt, wie seine letzte Freundin, Dora Diamant, berichtet, in dem gleichen gespannten Zustand, mit der er an seinen grossen Werken sass, er schreibt diesen Trostbrief. In ihm erzählt er, dass die Puppe

«Du wirst selbst einsehen, dass wir in Zukunft auf ein Wiedersehen verzichten müssen.»

verreist sei, weil sie sich immer nach einer grossen Familie gesehnt habe, aber den Kontakt aufrechterhalten wolle. Sie habe Kafka zum Übermittler bestimmt.

Aufwachen als Scheintoter

Und er denkt sich Abenteuer für die Puppe aus. Jeden Tag übergibt er einen Brief. Das geht so über drei Wochen. In seinem letzten schreibt er das nieder, was ihm selber nie geglückt war: Sie habe geheiratet, behauptet die Puppe, und sei nun glücklich.

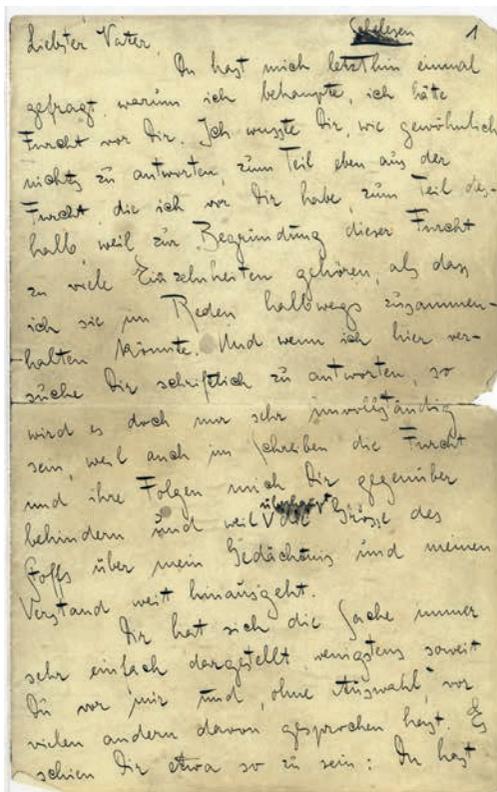
Der letzte Satz für das nun vollkommen getröstete Mädchen lautet: «Du wirst selbst einsehen, dass wir in Zukunft auf ein Wiedersehen verzichten müssen.» So sieht kurz vor dem Ende der Sieg der Literatur über das Unglück aus.

Seine letzte Erzählung handelt von der Maus Josefine und ihrer Kunst des Pfeifens. Es geht um die Kunst und welchen Stellenwert sie für die Gesellschaft hat. Im Grunde tut Josefine nichts anderes als das, was alle tun: Sie pfeift, aber sie bildet sich eine Menge darauf ein. «Und doch hat sie etwas zu geben», schreibt Safranski. «Denn wenn man ihr zuhört, ist das eine Gelegenheit, auf sich selbst zu hören.»

In «Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse» erklärt die Heldin: «Pfeifen ist die Sprache unseres Volkes, nur pfeift mancher sein Leben lang und weiss es nicht, hier aber ist das Pfeifen freigemacht von den Fesseln des täglichen Lebens und befreit auch uns für eine kurze Weile.»

Und darin, so Safranski, sei wohl auch Kafkas eigene Vorstellung vom Glück des Schreibens enthalten: «Ein von den Fesseln des Lebens befreiendes Pfeifen.»

Jeder hat wohl seine eigene Geschichte mit Kafka. Meine begann in früher Jugend, als mein Vater eine «Sprechplatte» auf-



Schuld und Erlösung: Brief an den Vater.



Vom Bluthusten überrascht: Kafka im Lungensanatorium in Matlarenau (heute Slowakei), um 1920.

legte mit der Präsentation von Kafkas «Bericht für eine Akademie» durch den genialen Klaus Kammer, einen jungen Wilden wie Klaus Kinski, früh gestorben bereits mit 35 Jahren. Wie Kammer sich mit einigen unterdrückten Affenlauten räuspert und dann schneidend in den (dazu gedachten) Hörsaal ruft: «Hohe Herren von der Akademie», habe ich noch heute im Ohr. «Gerade Verzicht auf jeden war das oberste Gebot, das ich mir auferlegte.» Dramatische Pause. Dann der stolze Ausruf: «Ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch.»

Mein sonst ernster und strenger Vater schmunzelte und lachte, und ich verstand: Dieser Kafka ist ein hochkomischer Autor. Leider ist die Aufnahme mittlerweile verschollen.

In meiner Hippie-Jugend wirkte Gregor Samsas Verwandlung in einen Käfer wie ein ganz böser Trip. Ich fühlte mit ihm, fühlte mich als Aussenseiter, obwohl eigentlich ich es war, der sich selber von der Familie ausgestossen hatte – ich war in eine maoistische WG gezogen, die wir schnell, mit neuem Personal, in eine Kifferkommune umgekrempelt hatten.

Kafkas «Verwandlung» war für mich und meine Spiessgesellen, neben H. G. Wells oder Stanislaw Lem, fantastische Literatur und ein Gegengift zur platten vulgärmarxistischen Welterklärung.

Gewalt von Bürokratien

Sie war haarsträubender, denn sie war genauer. Ich schauerte bei dem Gedanken, dass Gregor Samsas Bewusstsein nicht im Dämmer tierischer Triebwelt versinkt, sondern dass es schmerzhaft menschlich klar bleibt in seinem Käferpanzer, das übertraf meine ab-

solute Schreckensvorstellung erheblich, die stets die war, als Scheintoter in einem Sarg unter der Erde aufzuwachen.

Wobei auch das, wie Uma Thurman in Tarantinos «Kill Bill» später beweisen würde, durchaus nicht das Ende bedeuten muss.

Als Student an der FU in Berlin hatte ich das Glück, den grossen Germanisten und Kafka-Forscher Wilhelm Emrich zu hören, dessen Vorlesungen theatralische Meisterstücke waren, durchglüht und durchzittert von innerer Beteiligung. Es waren die frühen 1970er Jahre des RAF-Terrors. Emrich war der Geheimtipp der Nachdenklichen. Er

Kafkas drei Schwestern wurden im KZ umgebracht, ihm selber blieb die Erfahrung der realen Nazis erspart.

galt als leicht anrühlich, weil ihm, dem Adorno-Schüler, in den 60er Jahren tatsächlich ein antisemitischer Text nachgewiesen werden konnte, er war im Propagandaministerium der Nazis angestellt gewesen.

Emrich las existenziell. Er wusste um die dunkle Macht und die Gewalt von Bürokratien und wie diese Mächte einen jeden Einzelnen zermalmen konnten, wovon unsere selbstgerecht demonstrierende Urenkel-Generation nicht den geringsten Schimmer hat. «Mit Angst», so Göring vor dem Nürnberger Kriegsverbrechertribunal, «können Sie jeden Menschen zu allem Möglichen bringen, egal, in welchem System.»

Die Emrich-Vorlesungen wurden nur zweimal empfindlich gestört. Das eine Mal flog die Hörsaal-Tür auf und eine linke Bande unter-

brach «den bürgerlichen Scheiss» und verteilte Flugblätter für den Freiheitskampf der Frelimo in Moçambique und wollte diskutieren. Das andere Mal war es ein hungerissener, von Kafka beseelter Student, der sein Referat über «Nachforschungen eines Hundes» mit einem Wolfsgeheul begann und seinen Vortrag mit künstlichem Gebell punktierte.

Es war noch nicht mal komisch. Es war peinlich. Möglicherweise hatte er Klaus Kammer virtuose Affennummer im Sinn, aber es war weder Kammer noch Emrich, noch überhaupt Kafka – es war nur gut gemeint.

Sicher, Kafka las viele seiner Sachen seinen Freunden unter Gelächter vor, aber dieses Gelächter stieg über dem schier absurden Grauen auf. Es war schwarzer Humor.

Auch den «Prozess» trug er in Phasen lachend vor. Ich las ihn mittlerweile mehrere Male, und auch ich fand ihn stets so grauerregend wie komisch, etwa so, wie in frühen schwarzweissen

Slapstick-Filmen Menschen an Riesenuhren über einem Abgrund hängen.

Kafka liebte das eben erst entdeckte Kino. Er weinte bei Melodramen.

Lesen!

Wir sollten uns Kafka erneut vornehmen. Der Leser wird mitbekommen haben, dass mir «Der Prozess» besonders am Herzen liegt, besonders in diesen Tagen, da er mit einer Verleumdung beginnt und einem kalten Meuchelmord endet. Der Scherge, der Josef K. schliesslich absticht und in die Grube fallen lässt, sagt, die Wange an die seines Kumpans gelegt, geringschätzig: «Wie ein Hund!», und Kafka schliesst mit dem Halbsatz: «Es war, als sollte die Scham ihn überleben.»

Wie kann man das nicht als düstere Vorahnung lesen auf die herannahende dunkle Nacht der Menschlichkeit? Kafkas drei Schwestern wurden sämtlich im KZ umgebracht, ihm selber blieb diese Erfahrung der realen Nazis erspart, die nichts zu tun hatten mit all diesen herbeifantasierten Pappfiguren unserer Tage, gegen die eine auf frivolste Weise regierungs-gesteuerte Masse heute auf die Strasse geht.

Meine Empfehlung: Kafka lesen. Die Axt anlegen ans gefrorene Meer in uns. Nach Rechtfertigung suchen.



Rüdiger Safranski:
Kafka. Um sein Leben schreiben.
Carl Hanser. 256 S., Fr. 36.90

LITERATUR UND KUNST

Ein vertiefter
Einblick ins
Frauenbild von
J.R.R. Tolkien.
David Engels,
Seite 42

Herausgegeben von Daniel Weber



Es braucht einen angenehmen Himmel über dem Kopf.

Ernst Ludwig Kirchner, Im Cafégarten, 1914– Das Unbeschwerte war auch schon leichter. Die Weltenlast gewinnt mit jeder Umdrehung der Erde um sich selbst an Gewicht, all die Kriege, all die Konflikte, all das Leid, all die Blicke in eine Zukunft, in der das Licht sich in der Düsternis zu verfangen droht.

Leicht war das Unbeschwerte noch nie. Es braucht, wie alles, Glück, die Fähigkeit des Verdrängens und des Vergessens, und es braucht die richtigen Menschen zum richtigen Zeitpunkt. Es braucht einen angenehmen Himmel über dem Kopf, keine Kälte, einen Tisch im Café und eines jener Getränke, die einen perlenden Rausch in sich tragen.

Dann sollte der Weg frei sein für jene Momente fernab aller ernsthaften Fährnisse des Daseins, und man kann eintauchen und sich auflösen in einem nonchalanten Müsiggang, in Geplapper und Gelächter, Tratsch und Tiefsinn, in eine Sphäre des Schwebens jenseits der bleiernen Zeiten.

Die Leichtigkeit eines geglückten Moments an einem Tischchen im Cafégarten war Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) nur selten gegeben. Er konnte nicht loslassen, nicht die Bilder im Kopf, nicht sich selbst. Er konnte die Leichtigkeit nicht leben, da waren Depressionen, da war eine Morphiumsucht. Nur träumen und malen konnte er sie.

Als er flüchtete, im Grunde vor allem, und in Davos landete, kämpfte er mit Lähmungserscheinungen und dem Glauben, dass nichts nie wieder je unbeschwert sein würde. Zu seinem eigenen Erstaunen und mit Hilfe von Freunden kam er noch einmal zurück, zumindest in Küstennähe des Unbeschwerten. Dann kamen die Nebel zurück und verhüllten ihn, und die einzige Sonne, die er noch kannte, war das Morphium. Als im Juni 1938 in Davos die Felder anfangen zu blühen und Sonne in die Gärten und auf die Tische der Cafés schien, entschied sich Kirchner, seinem Dunkel für immer ein Ende zu bereiten.

Michael Bahnerth

War Tolkien rechtsextrem?

Eine neue, erweiterte Ausgabe der Briefe Tolkiens ermöglicht einen vertieften Einblick in sein Frauenbild, seine politischen Ansichten und seine Religiosität.

David Engels



Entschiedener Antimodernist: Autor Tolkien.

Humphrey Carpenter, Christopher Tolkien:
The Letters of J. R. R. Tolkien. Revised and
Expanded Edition. Harper Collins.
708 S., Fr. 54.90

Tolkien und sein Werk sind ein massives Ärgernis für all jene, die eine woke Neuordnung der abendländischen Zivilisation anstreben. Zum einen sind Tolkiens Romane bei Menschen aller Altersstufen und Überzeugungen viel zu bekannt und beliebt, als dass man sie ohne weiteres (wie so vieles andere) diskret dem Vergessen überlassen oder aus welchen Gründen auch immer diskreditieren könnte. Zum anderen ist kaum von der Hand zu weisen, dass ihr Schöpfer nach den Gesichtspunkten der heutigen Berufsdennunzianten mindestens als rechtsextrem bezeichnet werden müsste, da er ein englischer Patriot, ein gläubiger Christ, ein Verteidiger

der klassischen Familie, ein Feind des Sozialismus, ein entschiedener Antimodernist und Antiprogressist sowie ein glühender Anhänger von Tradition und Monarchie war.

Absurde ideologische Dogmen

Daher bleibt nur zweierlei. Erstens: in beständig neuen «Adaptationen» das Werk so zu entstellen, dass es keine «Gefahr» mehr für das Publikum darstellt, wie kürzlich die unsägliche Amazon-Serie «The Lord of the Rings: The Rings of Power» unter Beweis stellte, welche nicht nur handwerklich überaus schlecht gemacht war, sondern auch kaum einen Programmpunkt der woken Ideologie ausliess und wohl die meisten unbedarften Zuschauer definitiv von jeder weiteren Beschäftigung mit Tolkien abhalten dürfte. Zweitens: jegliche Beschäftigung mit den inneren Überzeugungen und den Selbstaussagen Tolkiens zu unterbinden oder, wo dies

nicht möglich ist, scheinheilig darauf zu verweisen, dass sein Werk eine «Existenz für sich selbst» habe und von jeder neuen Generation «zeitgemäss» neu interpretiert werden müsse.

«Scheinheilig», weil die heutige Cancel-Culture gerade diese scheinbare Grosszügigkeit den meisten grossen Namen der Vergangenheit eben nicht entgegenbringt und vielmehr quasi täglich Statuen abmontiert, Romane neu schreibt, Opern absetzt oder «Triggerwarnungen» anbringt, wann immer die dahinter stehenden Personen nachweislich oder vermutet gegen die absurden ideologischen Dogmen des 21. Jahrhunderts verstossen haben – auch wenn sie vor 500, 1000 oder 2000 Jahren lebten.

Die neue Ausgabe der Briefe Tolkiens dürfte diese woke Strategie einer ideologischen Neutralisierung Mittelalters kaum befördern, denn im Gegensatz zu vorher kursierenden Gerüchten handelt es sich keineswegs um eine

um problematische Passagen «gekürzt», sondern vielmehr um eine um zirka 150 Briefe erweiterte Fassung der Korrespondenz des Oxforder Professors; wenn man auch eher von einer Veröffentlichung der eigentlichen «Ur-fassung» des Briefkorpus sprechen sollte, das 1981 aus Platzgründen erheblich gekürzt wer-

Was für eine Fäulnis bleibt von einem Liberalismus übrig, dem die Religion fehlt!

den musste – wobei einige dieser «Restitutionen» es allerdings wirklich in sich haben und die Frage aufwerfen, ob es damals wirklich nur «Platzgründe» waren, die ihren ursprünglichen Ausschluss begründeten. Dabei ist neben unzähligen interessanten Details vor allem auf drei gerade aus heutiger Perspektive recht delikate Themenkreise aufmerksam zu machen: Tolkiens Frauenbild, seine politischen Ansichten und seine persönliche Religiosität.

Nische für «reaktionäre Hinterwäldler»

Was Tolkiens Frauenbild betrifft, erinnert man sich wahrscheinlich an den höchst anschaulichen Brief 43, in dem er seinem Sohn Michael gegenüber eine Psychologie der Frau entwarf, die viele Aspekte der heutigen «Mannosphäre» vorwegnimmt, aber gleichzeitig auch wieder transzendiert, da Tolkien sie mit einem katholisch-traditionalistischen Eheverständnis kombiniert und die geschlechtsbedingte Unmöglichkeit eines echten, vollständigen gegenseitigen Verstehens der beiden Ehepartner vielmehr als Antriebskraft des naturgewollten gemeinsamen Wachsens zu Gott hin betrachtet.

Die neue Briefausgabe ergänzt diesen packenden Einblick, der nicht nur das tragische Geschick der Ents, sondern auch die zutiefst triste Romanze «The Mariner's Wife» biografisch verständlich macht, um einige anekdotische Einblicke in den tolkienschen Haushalt: von Edith Tolkiens Missfallen gegenüber einer potenziellen Schwiegertochter (38a) über ihren Ärger angesichts verpasster Geburtstagswünsche (42a: «Sehr wenige Männer, aber nahezu alle Frauen messen Daten und Geburtstagen grosse Bedeutung zu») bis hin zu Tolkiens Empfehlung an Michael, einer künftigen Frau gegenüber von Anfang an deutlich klarzumachen, dass er sich kleine Freuden nicht verbieten lassen werde (43a):

«Es gibt viele Dinge, die ein Mann als legitim betrachtet, auch wenn sie zu Zank führen. [...] – das Glas Bier, die Pfeife, das Nicht-Schreiben von Briefen, der Freund etc. etc.»

Auch die politischen Ansichten Tolkiens werden durch das neue Material schönstens bestätigt und ergänzt. Schon in Brief 53 hatte Tolkien überdeutlich gemacht, wo er sich persönlich verortete:

«Ich frage mich (sollten wir diesen Krieg überleben), ob es noch eine Nische, und sei es eine solche der blossen Tolerierung, für so reaktionäre Hinterwäldler wie mich (und Dich) geben wird. Je grösser die Dinge werden, desto kleiner und öder wird der Globus. [...] Wenn sie erst amerikanische Hygiene, Moralismus, Feminismus und Massenproduktion überall im Nahen Osten, Mittleren Osten, Fernen Osten, [in] der UdSSR, dem Äusseren und Inneren Mumboland, Gondwanaland, Lhasa und den Dörfern des dunkelsten Berkshire eingeführt haben, wie glücklich werden wir dann sein. [...] Ich finde diesen Americo-Kosmopolitismus sehr beängstigend. [...] Ich bin mir nicht wirklich sicher, ob sein Sieg letzten Endes für die Welt so viel besser sein wird als der Sieg von [...]»

In den neuen Briefen kann man den wahren Ursprung von Tolkiens kryptischer Bemerkung im Vorwort zum «Lord of the Rings» lesen, dass der Ring, würde die Geschichte eine Analogie zum Zweiten Weltkrieg darstellen, nicht vernichtet worden wäre, sondern auch die «gute Seite» kontaminiert hätte (91c von 1944):

«Was für eine Welt. In den Begriffen meiner eigenen Welt ist es, als ob Saruman die Macht übernommen, den Ring gestohlen und Mordor unterworfen hätte – und dann ein neuer Herr über eine verbrannte Welt geworden wäre. Aber immer trifft das Unerwartete ein. Zum Glück haben wir immer noch einen König.»

Auch finden wir eine tiefe Besorgnis Tolkiens angesichts des Linksrucks, der nach dem Krieg auch das Oxforder universitäre Establishment und seine «Dons» erfasste (194a):

«Die Götter, heisst es, treiben diejenigen, die sie vernichten wollen, zuerst in den Wahnsinn. [...] Dons schreien beim festlichen Abendessen Kollegen als «Faschist» an, die es wagen, mit milder Stimme anderer Meinung zu sein als sie. Was für eine Fäulnis und was für ein Gestank bleibt von einem Liberalismus übrig, dem die Religion fehlt! [...] Wundert es Dich, dass jeder, der kann, diese Insel verlässt? Doch bald wird es keinen Platz mehr geben, um der steigenden Flut dieser «Orquerie» zu entkommen. Trotzdem weiss man nie so recht, was im Kopf eines scheinbaren Orks auf einem Motorrad vor sich geht.»

Was schliesslich Tolkiens tiefen Katholizismus betrifft, der bereits in den früher veröffentlichten Briefen klar zutage trat und von Tolkien selbst ja auch als ultimativer Lese-schlüssel seines Werks hervorgehoben wurde, lernt man in den neuen Briefen zunächst von Tolkiens Faszination für den Film «The Song of Bernadette» (1943) und die Marienerscheinung von Lourdes:

«Die Geschichte der Bernadette Soubirous, eines der erstaunlichsten Dinge des ganzen 19. Jahrhunderts, ist sowohl zutiefst bewegend als auch wahr, und daher umso bewegendere» (94a), denn die Erzählung habe «jede Eigenschaft eines Märchens», plus sowohl Wahrheit als auch Heiligkeit, eine überwältigende Mischung» (94b).

Liebe zum Rosenkranz

Wie sehr Tolkien seine religiösen Erfahrungen mit seinem Werk verband, zeigt dann auch Brief 148a, in dem es um das Ende des «Lord of the Rings» geht:

«Für mich liegt der «Kern» in Frodos letzten Worten an Sam: «[...] Wenn Dinge in Gefahr sind, muss jemand sie aufgeben, sie verlieren, damit andere sie behalten können [...]» Bernadette weigerte sich, für ihre eigene Heilung nach Lourdes zu gehen. [...] Ich denke daran, am Ende, als Sam verloren da-steht, einen leisen Ruf über das Wasser erklingen zu lassen, der an das Ende von Galadriels elbischem Lied erinnert: «[...] Lebe wohl, vielleicht wirst auch du Valmar finden.» Aber vielleicht würde das die trostlose Einfachheit zerstören?»

Neben Tolkiens Liebe zum Rosenkranz (242a) lesen wir auch von seiner Sorge um eine Kirche, die in der Modernismus-Krise steckt; Worte, mit denen sich heute wohl mancher Katholik identifizieren wird (194a):

«Wir alle müssen diese Unannehmlichkeiten ertragen, seit die Heilige Mutter Kirche begann, solch ungeeignetes Personal zu beschäftigen. Dennoch ist die Kirche letztlich nur ein Tabernakel (oder eine Monstranz) für das allerheiligste Sakrament, und das durch die Jahrhunderte hindurch, in jedem Zeitalter auf andere Weise, eine äusserst unvollkommene Weise [...]. Ich selbst finde, dass nur die Konzentration auf die unveränderliche, unauslöschliche und unumstössliche Heiligkeit der Realpräsenz uns in der Hoffnung und der Liebe aufrechterhält.»

Insgesamt: eine wichtige Ausgabe, die unser Bild von Tolkien als Mensch und Autor auf das schönste bestätigt und vertieft, alle Liebhaber seines Werks aber umso mehr verpflichtet, sich gegen jene unsäglichen Relativierungen, Pervertierungen und Diffamierungen zu stellen, mit denen die Welt von Mittele Erde gegenwärtig überzogen wird – ein Vorgang, der angesichts der planetarischen Beliebtheit Tolkiens beileibe keinen Nebenkriegsschauplatz des Kulturkampfes des 21. Jahrhunderts darstellt, sondern vielmehr ein durchaus zentrales Schlachtfeld.



Spass: Schwundstufe der Freude.

Kurt Steinmann

Deutsche Schuld, deutsches Leid

Walter Hollstein

Felix Bohr / Eva-Maria Schnurr (Hg.):
Kriegsgefangene. DVA / Spiegel-Buchverlag.
240 S., Fr. 34.90

Hauke Goos / Alexander Smolczyk (Hg.):
Ein Sommer wie seither kein anderer.
DVA / Spiegel-Buchverlag. 240 S., Fr. 37.90

Volker Ullrich: Acht Tage im Mai.
C. H. Beck. 317 S., Fr. 37.90

Nach den masslosen Kriegsverbrechen des Nationalsozialismus zielte der weltweite Fokus der Historiker lange Zeit und eigentlich noch immer auf das Unrecht, das deutsche Politiker, Staatsanwälte, Polizisten und Soldaten von 1933 bis 1945 anrichteten. Das ist durchaus verständlich und auch im Sinne der Opfer. Trotzdem ist dieser Blickwinkel verkürzt. Hannah Arendt, selber ein Opfer des Faschismus, bemerkte bald nach Kriegsende: «Ich habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, dass sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie

schuldig sie sich fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue an den Tag zu legen.» Und: «Dergleichen wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird.»

Die masochistische Ausrichtung der deutschen Schuld ist freilich nicht zufällig; sie hatte und hat durchaus politische Funktionen. Zum einen hat die abstrakte Generalisierung nationalsozialistischer Verbrechen in vielen Fällen eine konkrete Schuldzuweisung verhindert: Globke, Kiesinger, Filbinger, Oberländer oder Höcherl sind nur einige Namen von Nazis, die in der Bundesrepublik Karriere in höchsten politischen Ämtern machen konnten, ohne jemals für ihre Verbrechen belangt zu werden.

Was Hannah Arendt frühzeitig kritisierte, wirkt auch heute noch: Die politische Ethik des neuen Deutschland lässt sich von der Maxime leiten: Wir waren einmal ganz böse, deshalb müssen wir jetzt die Guten sein. Das hat vor allem zwei Konsequenzen: sehr häufig eine moralisierende Besserwisseri; und immer wieder Schuldbekennnisse und keine wirklich kritische Aufarbeitung des eigenen Leids. Erst in den letzten Jahren beginnt sich das zu ändern. Drei Bücher befördern dieses Umdenken – zumindest partiell.

Felix Bohr und Eva-Maria Schnurr dokumentieren das Schicksal der Kriegsgefangenen. Der Untertitel des Buches lautet: Die vergessenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs. Mehr als elf Millionen deutsche Soldaten

«Der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird», bemerkte Hannah Arendt.

gerieten zwischen 1939 und 1945 in Kriegsgefangenschaft – bei den Westalliierten, also den Amerikanern, Briten und Franzosen in einigermaßen ziviler Form und unter weitgehender Einhaltung der Genfer Konvention, bei den Sowjets hingegen unter grausamsten Bedingungen: «Eine härtere Strafe gibt es nicht» lautet das Kapitel über die deutschen Gefangenen in der Sowjetunion.

Flucht aus der Geschichte

Das Buch beschränkt sich nicht auf die Erlebnisse der internierten Soldaten, sondern schildert auch die «Spätfolgen» der Gefangenschaft, die entstandenen und fortwirkenden Traumata. Das alles wird sachlich berichtet, ohne Larmoyanz und vor allem ohne Anklage. Vielmehr dokumentieren die Autoren auch das Leid der Kriegsgefangenen in den Lagern der Nazis, in



Einsichten für die heute Lebenden: Magdeburg nach der Bombardierung, 1945.

denen vor allem die russischen Gefangenen misshandelt wurden.

Das Buch ist eindringlich, bemüht sich um Objektivität und Vollständigkeit, uferf aber auch etwas aus. Das gilt vor allem für die Texte über Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg, die internierten deutschen Kernphysiker in den USA oder kritische Kommunisten, die nach 1945 erneut in Lager gesperrt wurden. Da wäre weniger mehr gewesen.

Volker Ullrich beschreibt mit viel Material und erhellenden Episoden das Ende des «Dritten Reiches». Das Buch ist ein gelungener Entwurf sinnvoller Geschichtsdarstellung – mit vielen Einsichten für die heute Lebenden. Dazu gehören Ullrichs Ausführungen über die deutsche «Flucht aus der Geschichte», die mit dem «Wirtschaftswunder» schon in den fünfziger Jahren begann.

Goos und Smolczyk dokumentieren, wie in Deutschland 1945 die Friedenszeit begann. Sie lassen vor allem Zeitzeugen zu Wort kommen. «Der Sommer war, das haben wir gelernt, alles andere als ein unbeschwerter Neubeginn, er war für die meisten noch nicht einmal eine Befreiung.» Diese Ambivalenz wird im Buch sehr plastisch – vor allem in der Schilderung der vielen neuen Ängste der Menschen, entlassen aus einer bevormundenden Diktatur in eine neue Freiheit.

Sympathische Trostlosigkeit

Sylvie-Sophie Schindler

Michela Murgia: Drei Schalen.
Wagenbach. 160 S., Fr. 29.90

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Es ist gewiss tröstend, dass einige grimmsche Märchen so enden. Und bestimmt ist Trost in diesen turbulenten Zeiten nicht verkehrt. Von Michela Murgia ist allerdings in dieser Hinsicht wenig zu erwarten. In ihrem Erzählband «Drei Schalen», in dem zwölf Menschen aus ihren mehr oder minder miteinander verflochtenen Leben berichten, ist vieles bereits so schlimm, wie es auch endet.

Geschirr zertrümmern

Das könnte beim Lesen auf die Stimmung schlagen. Tut es aber nicht, weil Murgia als ebenso unerschrockene wie lebendige Erzählerin begeistert und man ihr deshalb nur allzu gerne folgt, auch und gerade in Abgründe.

Der Mensch hat eben seine Verzweigungen, Skurrilitäten und Unzulänglichkeiten. Gerade sein Scheitern macht ihn sympathisch – ob er will oder nicht. Wenn beispielsweise eine Beziehung in die Brüche geht, fühlt er sich

nicht selten als Versager. Das geht auch der Erzählerin der mit «Übelkeit» überschriebenen Episode so. Mehr noch aber quält sie die Art und Weise, wie das Ende vonstattengeht, und zwar in einer «völlig durchschnittlichen Art und Weise». Als bald folgen Magenkrämpfe und Erbrechen; so geht das über Monate. Das Porzellan war da bereits zerschlagen. Was üb-



Unerschrocken: Autorin Murgia.

rigens keine Metapher ist. Kaum von ihrem Partner verlassen, zertrümmert die Erzählerin mit einem Hammer alles Keramik in ihrem Haushalt: Espressotassen, Obststellerchen mit Goldrand, edle Jugendstilschüsseln.

Schliesslich gesteht sie, dass sie immer schon eine Allergie gegen Keramik hatte und immer schon gerne erbrochen hätte. So zu essen, wie andere essen, nach festen Zeiten und Regeln – warum keine Dose Sardinien zum Frühstück? –,

war ihr schon immer ein Gräuel. Erst drei Schalen, blauweiss gemustert, in der Art von japanischem Geschirr, bringen wieder Ordnung in ihr Leben. Auf diese kann sich die Erzählerin einlassen und sie, obwohl auch sie aus Keramik sind, mit Essen befüllen – und dieses Essen zu sich nehmen und bei sich behalten.

Die drei Schalen dienen also dazu, eine schwierige Lebenssituation zu bewältigen. Nun wäre zu fragen, wie andere diese drei Schalen für sich übersetzen – braucht sie, hier nun tatsächlich metaphorisch gesprochen, nicht eigentlich jeder? Murgia verschont uns nicht vor weiteren Menschen in existenziellen Krisen, solchen etwa, die damit fertig werden müssen, dass der geliebte Sohn nun woanders lebt, dass die Schwester gestorben ist, dass man die eigene Wohnung nicht mehr verlassen will. Wie weitermachen? Welche «drei Schalen» können helfen?

Metastasen wie «Ölquellen»

Michela Murgia konnte eines Tages nicht mehr weitermachen; sie starb im August 2023 an Nierenkrebs, im Alter von 51 Jahren. In Italien gehörte sie zu den bekanntesten Autorinnen – ihr Erfolgsroman «Accabadora» wurde in 25 Sprachen übersetzt – und auch zu denen, die sich politisch einmischten. Mit unter anderem Essays wie «Faschist werden» bezog die Linksaktivistin öffentlich Position gegen die ita-

Michela Murgia verschont uns nicht vor Menschen in existenziellen Krisen.

lienische Rechte. In Romanen wie «Camilla im Callcenterland» stellte sie die unmenschlichen Verhältnisse in der prekären Arbeitswelt dar.

Zuletzt engagierte sie sich für ihre, wie sie sie nannte, queere Familie. In einem Interview kurz vor ihrem Tod erklärte Murgia, nicht sterben zu wollen, solange Giorgia Meloni in Italien regiert.

Wie es gewesen sein könnte, als sie ihre Diagnose bekam, erzählt vielleicht die erste Episode von «Drei Schalen». Oder vielleicht auch nicht. Das Autofiktionale drängt sich freilich auf, da die Protagonistin im Zimmer eines Arztes sitzt, der viel lateinisch redet und vor allem viel drumherum, um zu vermeiden, ihr mitteilen zu müssen, dass sich bei ihr ein «Nierenkarzinom im vierten Stadium» eingenistet hat.

Mitunter driftet der Onkologe in schräge Bilder, sie müsse sich die Metastasen vorstellen wie «Ölquellen im Irak». Die Ich-Erzählerin aber will sich nichts vorstellen, sondern für die Erkrankung sich selbst oder andere beschuldigen. Aber das führt ins Leere. Der Arzt merkt lapidar an, das System gerate eben manchmal durcheinander. Auch er bietet keinen Trost.

Stolz, introvertiert, unwiderstehlich

Pascal Morché

Prisca Roth: Genua – La Superba.
Hier und Jetzt. 472 S., Fr. 42.90

Wer von Genua als einer der schönsten Städte Italiens schwärmt, erntet meist ungläubige Blicke. Genua, das ist für viele nicht mehr als der Fähranleger nach Korsika oder Sardinien oder die richtige Autobahn von oder nach Südfrankreich. Eine Stadt der Durchreise, der «Vorbeireise» sogar, und wer bleibt, dem wird es nicht leichtgemacht.

Genua, «la Superba» (die Stolze), ist im Gegensatz zu anderen italienischen Städten eine introvertierte, vielleicht sogar abweisende Stadt; vieles öffnet und offenbart sich dem Besucher hier auf den zweiten, manchmal auch erst auf den dritten Blick. In der Folge gibt es

Als Frau des Hochgebirges erkennt Roth das an die Berge gepresste Genua als «eine vertikale Stadt».

in Genua kaum Tourismus; diese Stadt gilt es noch zu entdecken. Hat man sie aber für sich entdeckt, dann kann man Genua buchstäblich verfallen (wie Nietzsche, Verdi, Hitchcock) – oder wie Prisca Roth, eine aus dem Bergell stammende Autorin und Historikerin. Sie hat ein Genua-Buch geschrieben, das weit erhaben über dem schnöden Wort «Reiseführer» ist (einen Info- und Service-Teil hat es dennoch). Es ist vielmehr ein gelungenes «Lese- und Reisebuch», weil ebenso poesievoll, spannend und interessant wie Genua selbst.

Aufstieg zur Weltmacht

«Streifzüge durch die Kulturstadt»: In sechs thematischen Rundgängen führt Roth den Leser durch Genuas enge, dunkle Gassen zu spektakulären Kunstschätzen in Kirchen, zu prachtvollen Palazzi, in verwunschene Parks. Und der Monumentalfriedhof Staglieno, «der schönste der schönsten auf der Welt» (Nietzsche), dieses (Ab-)Bild der Stadt und seiner ebenso stolzen wie introvertierten Bewohner, darf natürlich auch nicht fehlen. Prisca Roth erzählt von Kreuzrittern, raffinierten Bankiers der Renaissance, skurrilen Adelsgeschlechtern des Barock, die Genua zur Weltmacht aufsteigen liessen.

Was die Autorin hier zu Themen der Kunst, der Geschichte, der Politik, der Architektur und der Stadtplanung Genuas zusammengetragen hat, ist profund und wird doch in leichtem Ton erzählt. «Die uns umgebende, gebaute Wirklichkeit will mit uns kommunizieren [...] aber wir verstehen sie nicht, nicht mehr. So wollen wir



Alles ist mit allem verbunden: Genua.

uns doch etwas Mühe geben.» Die Autorin hat sich mehr als «etwas» Mühe gegeben.

Prisca Roth versteht es, alles mit allem und manches mit vielem zu verbinden: von Marco Polo bis Berlusconi, von Kolumbus bis zu den Krawallen beim G-8-Gipfel, von Botticelli bis zu den Prostituierten am Hafen. Mit dieser Methode des Verwebens kommt die Autorin dem Objekt ihres Schreibens, diesem labyrinthischen Genua mit seiner verästelten Geschichte, sehr nah. (Höchst selten passiert ihr ein Fehler: Das Passagierschiff «Andrea Doria» ist nicht mit einem Frachter kollidiert und sank auch nicht vor dem Hafen von New York, sondern vor der Insel Nantucket).

Als würden Wörter (und 240 Abbildungen) in diesem «Lesewanderbuch» nicht reichen, bietet sich dem Leser noch eine hübsche Spiele-

rei: Immer wieder sind im Buch QR-Codes eingestreut, die man mit dem Mobilphone scannen kann. Das führt dann beispielsweise zu einem Werbefilm aus dem Jahr 1964 von jener Bau-firma, die die Stadtautobahn *la sopraelevata* errichtete, welche Genua wie eine Wehrmauer zum Hafen umschliesst. Charmanter sind allerdings die Lieder des Genuesen Fabrizio De André, die sich ebenfalls hinter den QR-Codes verbergen.

«Meer der Schweizer»

Ein grosses Kapitel ist der engen Verbindung Genuas mit der Schweiz gewidmet. Als Frau des Hochgebirges erkennt Roth das an die Berge gepresste Genua als «eine vertikale Stadt», und so gibt es auch vertikale Verkehrsmittel: Auf die Genueser Berge führen zwölf Lifte, zwei Standseilbahnen, eine Zahnradbahn. Viele sind Re-

sultat Schweizer Ingenieurskunst. Es gibt hier sogar einen Rigi (damit dieser auch nach Inner-schweizer Art ausgesprochen wird, versah der helvetische Bergbahnbauer den Genueser Righi mit einem h). Auch versüssten um 1850 über siebzig Bündner Zuckerbäcker den Genuesen das Leben und brachten die Torta dell'Engadina in die ligurische Hafenstadt.

Am deutlichsten findet sich der Einfluss Schweizer Migranten im schönen Badeort Genova Nervi. «Nur» zehn Stunden brauchte 1882 ein Zug von Luzern nach Nervi, es wurde zum «Meer der Schweizer», wie es auf einem Plakat von 1948 heisst. Dass die Autorin sogar den Schweizer Schriftsteller Friedrich Glauser (Autor der Wachtmeister-Studer-Romane), der 1938 in Nervi starb, auferstehen lässt und sich von ihm Geschichte und Geschichten der Schweizer Hotelköniginnen in Nervi erzählen lässt, ist ein bezaubernder, für dieses Buch typischer Kunstgriff. «Sich zu verlieren, ist nirgends schöner als in Genua», schreibt Prisca Roth – dieses Buch hilft dabei auf schönste Weise.

Mensch gegen Tier

Gerhild Heyder

Gaea Schoeters: Trophäe.
Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing.
Zsolnay. 256 S., Fr. 33.90

In diesem Roman geht es um die Grosswildjagd, und wer damit nichts anfangen kann oder das Safari-Geschäft verabscheut, den mag das zunächst einmal abschrecken. Die flämische Autorin Gaea Schoeters zählt sich selber zu dieser Kategorie Menschen – und hat ein ungewöhnliches Buch über einen Grosswildjäger mit ethischem Anspruch geschrieben.

Ein reicher Amerikaner namens Hunter White reist seit zwei Jahrzehnten regelmässig nach Afrika, um auf seinem eigens dafür gekauften Grundstück Grosswild zu jagen. Dazu braucht es eine Lizenz, die immer neu ersteigert werden muss. Vier der am schwierigsten zu erlegenden Tiere hat Hunter im Laufe der Jahre geschossen, dieses Mal will er die «Big Five» (Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe und Leopard) vervollständigen und das noch fehlende Nashorn seiner Sammlung hinzufügen. Das Tier muss präzise getötet werden, damit es präpariert und ausgestellt werden kann.



Vom Elfenbeinturm aus sieht man weiter als mancher erdverhaftete Flachdenker meint. Kurt Steinmann

Der ortsansässige Jagdleiter Van Heeren ist in Absprache mit dem zuständigen eingeborenen Stamm befugt, das Tier zum Abschuss freizugeben. Er ist zum Freund Whites geworden und begleitet den guten Kunden mit vertrauenswürdigem Fährtenlesern und Chauffeur. Er ist es auch, der White auf die verstörende Möglichkeit einer «Big Six» hinweist. Nach anfänglichem Widerstreben wird Hunter White von der dämonischen Idee besessen.

Rausch des Jägers

Die Autorin versteht es meisterhaft, den Rausch des Jägers wiederzugeben, wider Willen wird man davon erfasst. Wobei White kein touristischer Safari-Teilnehmer ist, dergleichen lehnt er ab. Zum einen hat er den moralischen Anspruch, mit dem Geld für die Jagdlizenz den Stamm zu unterstützen, es wird für den Bau von Schulen und für ein Artenschutzprogramm gegen die Wilderei verwendet. Zum anderen sieht er das Tier auf Augenhöhe mit sich selbst, die Jagd als Duell von gleichwertigen Herausforderern: Einer der beiden Kontrahenten wird sterben, der Blick in die Augen des sterbenden Tieres erzählt dem Jäger, dass sein Opfer den Tod bereitwillig akzeptiert. Und er selbst würde es auch tun.

So edel verhält es sich natürlich nicht in der Realität eines reichen westlichen Jägers, der sich selber glauben macht, ein gutes Werk zu tun. Nicht zufällig bleibt offen, um welches afrikanische Land und um welchen eingeborenen Stamm es sich im Buch handelt. Zu Recht sagt Whites Fahrer, dass er nie im wirklichen Afrika gewesen sei – er kennt nur das, was für ihn wichtig ist, darüber hinaus interessieren ihn weder Land noch Leute. «Deine westliche Moral ist ein Luxusprodukt, das man sich leisten können muss», sagt Van Heeren.

Eine neue Form von «postkolonialen Kolonialismus»? Es geht der Autorin nicht um das alte Schema «weisser Mann unterwirft

Das Tier muss präzise getötet werden, damit es präpariert und ausgestellt werden kann.

schwarzen Kontinent», wohl aber um die vermeintliche Überlegenheit des Westens und die noch immer stattfindende Ausbeutung – inzwischen durch weltweite Unternehmen. Hunter White, konfrontiert mit der Brutalität der Wildnis, begreift, dass sein Überleben von anderem abhängig ist als von seinen Fähigkeiten und seiner Waffe.

Unschwer ist zu erkennen, dass Gaea Schoeters Hemingway gelesen hat. Geprägt hat sie aber vor allem Joseph Conrads «Herz der Finsternis», in dem es heisst: «Es stand geschrieben, dass ich dem Albtraum meiner Wahl treu bleiben sollte.» Mitten ins Herz der Finsternis geht es auch in Gaea Schoeters' Roman.



Die Bibel

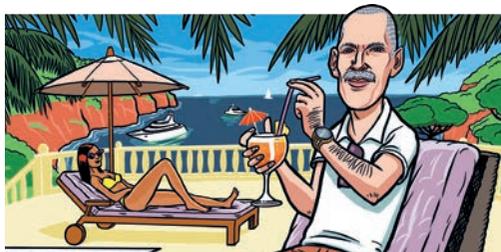
Künstliche Intelligenz und echte Erkenntnis

In Jesus Christus seid ihr reich geworden an allem: reich an Wort und Erkenntnis aller Art (1. Korinther 1,5). – Das Gymnasium gilt als idealer Bildungsweg für intelligente Kinder. Die Maturandenquote wächst dauernd. In Frankreich machen 80 Prozent eine Matura. Dort stranden Hunderttausende in Staatsstellen für überzählige Akademiker oder im akademischen Proletariat. Um etwas zu verstehen und Neues zu schaffen, kann die Intelligenz nützlich sein. Aber sie ist bloss ein Mittel zum Zweck. Sie ist vergleichbar mit der Körperkraft, die in grosser Menge ebenfalls nützlich ist, etwa beim Herumtragen von Lasten. Ob das Herumtragen Sinn macht, ist den Muskeln egal. Ob die Entwicklung neuer Maschinen und Apparate Sinn macht, dafür ist die Intelligenz nicht zuständig. Es ist kein Zufall, dass sowohl die Intelligenz als auch die Körperkraft messbar sind.

Nicht messbar sind die Erkenntnis und das Denken. Über das Denken kann man sagen, dass es weder Anfang noch Ende hat, während das Erkennen einen Prozess mit Anfang und Ende darstellt. Beides sind urmenschliche Qualitäten und lassen sich nicht ersetzen. Die Körperkraft hingegen ist durch Maschinen und Roboter ersetzbar und wird sogar von ihnen übertroffen. Die Intelligenz ihrerseits hat Konkurrenz erhalten, weil es gelungen ist, komplizierteste Operationen in einfachste Bestandteile herunterzubrechen, durch enorme Rechenleistungen zu verarbeiten und in Operationen zurückzuverwandeln. Die künstliche Intelligenz (KI) scheint viele Menschen zu faszinieren – und in ihnen hohe Erwartungen zu wecken. Ich vermute, dass in die KI allzu viel Zeit und Geld gesteckt wird. Die Welt braucht mehr behutsames Denken und mehr Einsicht, wie es um den Menschen steht. Der gedankliche Blick auf Gott und Christus kann dazu anleiten. Denn Gott besitzt und schafft Erkenntnis.

Peter Ruch

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, neuerdings links

Mark van Huissing

«Was ist ein Konservativer? Ein ehemaliger Linker, der überfallen wurde.» Diese Antwort ist zwar verkürzt, zugespitzt meinetwegen, aber nicht ganz falsch. «Und was ist ein Linker? Ein ehemaliger Konservativer, der verhaftet wurde.» Diese Erkenntnis ist von Antiheld und Wall-Street-Bond-Händler Sherman McCoy in «Fegefeuer der Eitelkeiten», dem Roman von Tom Wolfe, der 1987 erschien und den ich, nebenbei, zu lesen empfehle (oder wieder zu lesen).

Vor zwei Wochen habe ich in dieser Spalte unter der Überschrift «Meine arme Mutter» eine persönliche Geschichte aus dem aufgeladenen Feld der Altersarmut erzählt (Kurzfassung: Meine Mutter, 91, hat nur die AHV-Altersrente sowie eine kleine BVG-Rente und

*Da sagt manch einer:
«Jetzt bin ich einmal
dran.»*

ist fast vermögensfrei. Vor kurzem zog sie ins Wohnheim, allein leben ging nicht mehr, doch die Kosten kann sie nicht selbst bezahlen. Ihr Antrag auf Ergänzungsleistungen (EL) wurde abgelehnt – «kein Anspruch», weil sie kein Pflegefall ist, sondern einen Lifestyle-Entscheid gefällt hat. Und das nach einem arbeitsreichen, bescheidenen Leben). Die Geschichte löste Leserrückmeldungen aus, die ich hiermit verdanke.

Stossrichtung (der Rückmeldungen): Genau so ist's in der Praxis. Wer seinen theoretischen Anspruch geltend macht – als solcher waren EL ursprünglich gedacht –, wird auf einen

unwürdigen Hürdenlauf geschickt, bevor er eine Absage bekommt. Darum wird eine 13. AHV-Rente vielleicht mehrheitsfähig (die Abstimmung darüber findet am 3. März statt). Denn nur ein Volksentscheid sorgt dafür, dass einem Bürokraten nicht absprechen können, was man zugut hat. Obwohl im Grunde, da waren sich meine Rückmelder und (wenigen) Rückmelderinnen einig, eine AHV-Rentenerhöhung den falschen Lösungsansatz darstellt. Uneinigkeit herrschte dagegen darüber, ob es richtig sei, die Angehörigen in die Verantwortung zu nehmen für Fehlbeträge ihrer Alten – ja, individuelle Solidarität nach Kräften, eben liberal statt etatistisch (Artikel 6 der Bundesverfassung), meinte einer (dort steht allerdings «jede Person nimmt Verantwortung für sich selber wahr»). Nein, Sippenhaftung steht ausser Frage, fanden andere.

So weit, so kausal zusammenhängend. Doch die meisten lieferten darüber hinausgehende Meinungsbeiträge. Zusammengefasst: Es wird für alles und jeden von Bern Geld gegeben (Asylanten, Ukrainer, Entwicklungshilfe et cetera), um international gut dazustehen. Bloss für die eigenen Alten reicht es nicht. In MvHs Privatargumentariumsköcher steckt zudem ein weiterer Pfeil – Gutverdienerinnen und -verdiener, die nach Stellenverlust, oft auch wegen freiwilliger Kündigung ohne Not, eine Zeitlang weiterkassieren, als stünden ihre Namen auf einer privaten Payroll und nicht in den Registern der regionalen Arbeitsvermittlungszentren. Klar, das V in ALV kommt von «Versicherung». Dennoch missfallen mir einzelne Taggeldbezüger, mit denen ich bekannt bin, die ihre Rolex vom Arm nehmen, bevor sie ins RAV fahren (mit dem SUV), und danach im Restaurant erzählen, der Umgang mit der Beraterin von der Behörde sei sehr zivilisiert und man müsse sich auch nicht gross um Jobs bewerben, sich zu bemühen reiche anfangs aus – «und der Lunch mit dir ist schon eine Bemühung».

Retour zur 13. AHV-Rente. Die Zustimmung ist auch bei bürgerlichen Wählern hoch, stand in der *Neuen Zürcher Zeitung* (am 10. Februar), das sei erklärungsbedürftig. Die Erklärung liefert Oliver Zimmer, ein liberaler Historiker, ebendort: Ökonomisch verhalte man sich kurzfristig rational und maximiere seinen Nutzen, «wenn man sechzig oder älter ist, gibt es rational kaum ein Argument da-

gegen». In der Vergangenheit hingegen übernahmen die Bürger Verantwortung und handelten ordnungspolitisch. Doch das ändere sich jetzt, möglicherweise, vielleicht da der Staat jüngst ziemlich freigebig mit Milliarden umgegangen ist, etwa gegenüber Banken und Stromkonzernen. Da sagt manch einer: «Jetzt bin ich einmal dran.» Die Weitsicht der Stimmbürger, sagt Historiker Zimmer, wurde bisher quasi als Naturgesetz betrachtet, man hatte einen Gesellschaftsvertrag. Es gibt aber Anzeichen, dass sich dieser auflöst.

Mit anderen Worten: «Was ist ein Linker? Ein ehemaliger konservativer Leistungsträger, der Geld, das ihm theoretisch zusteht, vom Staat haben wollte.»



UNTEN DURCH

Der nächste Tag kommt und kommt nicht

Linus Reichlin

So müde. Seit fünf Nächten nicht mehr richtig geschlafen. Weiss auch nicht. Kann am neuen Bett liegen. Kann an der neuen Wohnung liegen. Kann am Hund liegen. Liegen, liegen! Was für ein schönes Wort! Lie-gen. In Kombination mit dem Schlafengehen führt das Liegen zum tiefen Schlaf. Aber nur in der Theorie der Professoren von der Hochschule für angewandtes Schnarchen. Vorgestern konnte ich mal kurz einschlafen, erwachte dann aber von meinem Schnarchen. Ich hasste mich. Ich hätte mich am liebsten aus dem Schlafzimmer geworfen. Stattdessen warf ich den Hund raus. Ich schloss ihn in der Waschküche ein, damit ich sein herzerweichendes Winseln nicht hörte. Stopfte mir Schaumgummi in die Ohren und versiegelte alles mit Heisswachs. Überlegte mir, mir am nächsten Tag den Hörnerv chirurgisch entfernen zu lassen. Aber der nächste Tag kam

und kam nicht. Lag im Bett und hörte durch die Heisswachsversiegelung das Ticken des Weckers. Tick. Tick. Tick. Jedes Tick stand für ein Jahrhundert des Schlaflos-im-Bett-Liegens. Die Jahrhunderte wurden zu Jahrtausenden. Ich sah Zivilisationen kommen und gehen. Pflanzen lernten sprechen, und eine künstliche Intelligenz verfiel dem Alkohol. Es wurde epidemisch. Besoffene künstliche Intelligenzen vernichteten die Menschheit so, wie wir im Suff nachts eine Katze überfahren.

Und es war noch nicht mal halb vier. Tick. Tick. Ich versuche es mit Entspannung durch Onanisation. Onanutan. Ich war so müde, ich wusste nicht mehr, wie es richtig heisst. Und ich konnte es auch nicht mehr richtig machen, knetete eine halbe Stunde lang irrtümlich den Gummiknochen, den der Hund in meinem Bett vergessen hatte. So war das gestern oder vorgestern oder weiss nicht, die Jahrtausende verwischen sich, eins ist wie das andere. Heute war es aber ganz schlimm, musste in einer Sitzung sitzen. Hatte mir vorher einen Besenstil hinten ins Hemd gesteckt, damit ich im Stuhl nicht vor Müdigkeit vornüberkippte.

Der Chef sagte: «Reichlin, wir warten hier alle auf deinen Input!» Er sagte es mit einer so sanften, hypnotisierenden Stimme, dass ich, steif wie ein Besenstil, ganz langsam nach rechts umkippte. Dreissig Sekunden lang konnte ich schlafen! Dann merkten die Kollegen an meinem Schnarchen, dass ich keinen Infarkt hatte. Enttäuscht und wütend begannen sie mich wachzurütteln. Hatte von Al Pacino geträumt, Al Pacino, der irgendwo in Alaska eine Schlafpille fand, aber ein Bär frass sie ihm weg. Mein Arzt hat mir zu Beginn meiner Schlaflosigkeit eine Schachtel des Schlafmittels Stilnox verschrieben. Aber ich gehöre zu den 1-von-1 000 000-Patienten, bei denen Stilnox zu spontanen Geschlechts-

Der Chef sagte: «Reichlin, wir warten hier alle auf deinen Input!»

umwandlungen führt. Werde nach der Einnahme binnen zwanzig Minuten zur Frau und fange an, Demos gegen Rechtsextremismus zu organisieren. Als Frau kann ich vor Sorge über den Rechtsextremismus natürlich erst recht nicht einschlafen. Liege die ganze Nacht wach

und warte darauf, dass meine Brüste wieder verschwinden. Man sagt immer, Napoleon sei mit nur vier Stunden Schlaf ausgekommen. Man vergisst zu erwähnen, dass er während der Schlacht bei Waterloo eingeschlafen ist. Wird mir beim Überholen auf der Autobahn auch mal so gehen. Im Auto könnte ich gut schlafen, aber man darf ja nicht. Alles, was gut funktioniert, ist verboten. Habe gelesen, dass zehn von acht Leuten unter Schlafmangel leiden. Dann hab ich's nochmal gelesen, und jetzt stand, dass es acht von zehn Leuten sind. Ich muss jetzt alles dreimal lesen, bis ich weiss, was ich gelesen habe, und wenn jemand im Tram sagt: «Was für ein schönes Wetter heute!», muss ich dreimal aus dem Tramfenster schauen, um zu merken, dass es nicht regnet. Danach lege ich mich ins Bett und versuche es mit Gewalt. Schlage mir ins Gesicht und brülle: «Schlaf! Los! Schlaf! Na los!!»



SEX Auswirkungen von Dating-Apps

Dania Schifftan

Liebe Dania, haben die Leute seit dem Aufkommen von Dating-Apps eigentlich mehr Sex?

R. M., Wädenswil

Ich denke, das ist nicht generell zu beantworten, denn es kommt ganz auf den einzelnen Menschen an. Studien finden immer wieder heraus, dass Menschen, die in festen Partnerschaften leben, insgesamt – also zum Beispiel über ein Jahr betrachtet – mehr Sex haben als Singles. Mit dem Aufkommen von Dating-Apps hat sich auch gesellschaftlich viel geändert. Sexualität ist kein Tabuthema mehr, sondern etwas, über das man viel mehr spricht als früher. Dating-Apps sind eine

komplett neue Art und Weise, einen potenziellen Partner zu finden. Doch mehr Sex durch Dating-Apps? Ich weiss es nicht. Für die einen Menschen hat die Möglichkeit, leicht neue Menschen kennenzulernen, das ganze Dating extrem vereinfacht. Bei den meisten

Das erhöht die Möglichkeit, dass es beim Live-Date auch wirklich funkt.

Apps wird eine Vorauswahl getroffen aus Leuten mit ähnlichen Interessen und Präferenzen. Das erhöht die Möglichkeit, dass es beim Live-Date auch wirklich funkt und vielleicht sogar zu sexuellen Aktivitäten kommt. Menschen können sich ausprobieren und in kurzer Zeit mehr erleben, dadurch haben sie sicher auch mehr Sex. Andere Menschen probieren Online-Dating zwar aus, stellen jedoch ernüchtert fest, dass es sie stresst. Sie tun sich schwer damit, sich wildfremden Menschen zu öffnen und Vertrauen aufzubauen. Wer mit hohen Erwartungen gestartet ist, wird vielleicht enttäuscht und nimmt es persönlich, wenn es mit dem Finden des Traumpartners oder dem Sex eben doch nicht klappt. Sicher haben Dating-Apps viele, viele Vorteile für Menschen, die ihren Radius vergrössern wollen und sich darauf einlassen. Doch es gibt kein allgemeingültiges Rezept und deshalb auch keine Antwort darauf, ob die Nutzung von Apps zu mehr Sex verhilft.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



«Es ist eines der wenigen Geschäfte, das sich schon seit 200 000 Jahren gehalten hat ...!»

Politik des Wahnsinns

Nr. 7 – «Zehn Millionen sind nicht genug»
Hubert Mooser über Migrationspolitik

Offenbar laufen viele der Schutzsuchenden mit Messern herum. Das Gewaltpotenzial, das wir uns aus muslimischen, islamischen Staaten hereinholen, die Erodierung der Sicherheit ist eine Politik des Wahnsinns. Die Schweiz ist nicht mehr wiederzuerkennen. Man fühlt sich fremd im eigenen Land. Das Multikulti hat ein Niveau erreicht, das nicht mehr bereichernd ist und weit weg von der friedvollen Diversity-Gesellschaft. Die Strassenbilder und das Sprachengewirr sind erschreckend. Indigene Schweizer sind bald in der Minderheit. Die Politiker haben unser Land kaputtgemacht, und es gibt keine Bereitschaft, diese Missstände zu stoppen.

Marlisa Schmid, Rebstein

Wie verrückt sind wir?

Nr. 7 – «Die Welt sollte ein Ganzes sein»
Interview von Tucker Carlson mit Wladimir Putin

Mein Fazit nach dem Tucker-Carlson-Interview: Ich werde ganz sicher keine Partei mehr wählen, die sich nicht für wirtschaftlich und politisch gute Beziehungen zu Russland einsetzt. Wie verrückt wollen wir denn noch sein? Wir haben das flächengrösste Land des Planeten mit einem Reichtum an Rohstoffen fast direkt vor der Haustür. Aus einer Zusammenarbeit könnte Europa als eine der wirtschaftlich stärksten Regionen hervorgehen, seine humanistischen und demokratischen Werte in die Welt hinaustragen (ohne Bombardierungen) und den US-Rotzbengel in seine Schranken weisen. Rainer Schmidt, Tübingen (D)

Früher oder später

Nr. 7 – «Der Missverständene»
Roger Köppel über Wladimir Putin

«Wir werden von Besser- und Alleswissern journalistisch betreut», schreiben Sie im Editorial. Ich nehme Sie beim Wort, versuche, Gegensteuer zu geben, indem ich zu behaupten wage: Sie und Ihre Gleichgesinnten missverstehen Ihren Missverständenen seit bald zwei Jahren unmissverständlich! Die Geschichte – sie wiederholt sich immer wieder – wird es beweisen. Früher oder später. Lassen wir Zeit der Zeit. Edgar Blöchlinger-Lude, Ste-Croix

Keineswegs abwegig

Nr. 6 – «Susanne Wille studiert auf Staatskosten»
Christoph Mörgeli über die SRG-Managerin

Wenn eine Firma in einer Kaderperson der Belegschaft das Potenzial für eine hohe Führungsposition erkennt, so ist es durchaus sinnvoll, wenn die Firma dieser Person zielgerichtete Ausbildung dafür zukommen lässt. Der Weg einer berufsbegleitenden Ausbildung im Fall SRG/Wille dürfte von den diversen Möglichkeiten eine der sinnvollsten Varianten darstellen. Dass die erwähnten Kosten teilweise oder ganz von der Firma übernommen werden, erscheint keineswegs abwegig. Im Allgemeinen sichert sich in solchen Fällen die Firma ohnehin vertraglich für die Rückzahlung im Falle eines frühen Austritts ab. Die äusserlich erkennbare Ungerechtigkeit gegenüber den übrigen auf Weiterbildung erpichten Angestellten hat ihren Ursprung darin, dass nicht in jedem Fall die Firma langfristig eine Beförderung der betreffenden Person an eine neue Stelle beabsichtigt. Peter Schwob, Stallikon

Unerträglich

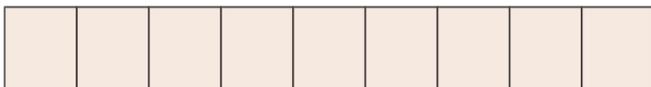
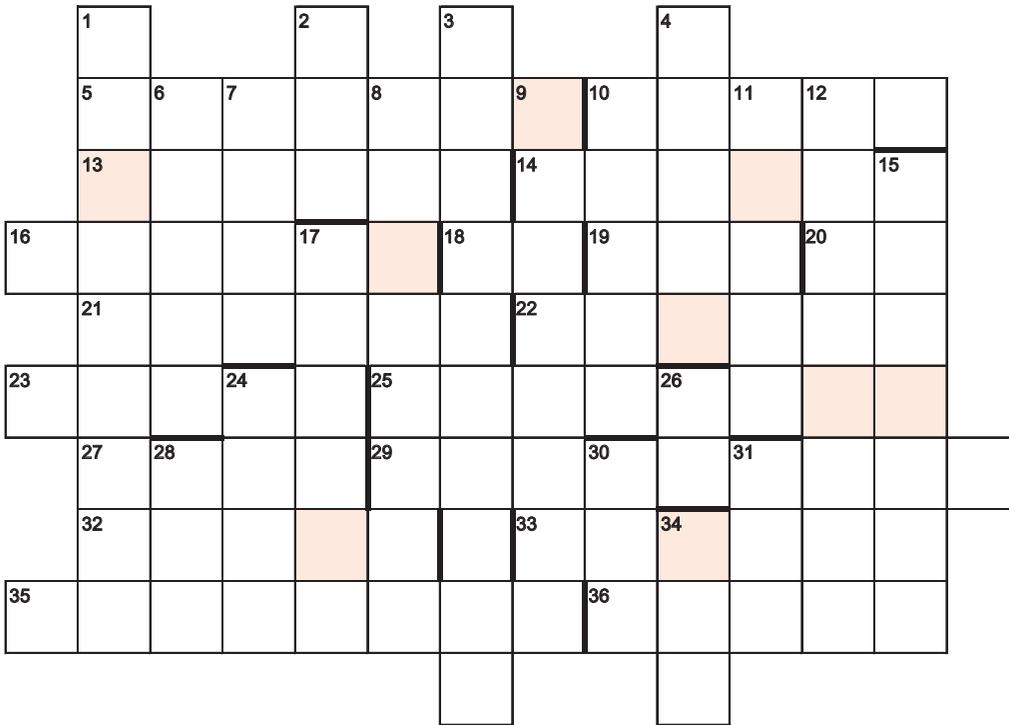
Weltwoche allgemein

Die grosse Mehrzahl der Weltwoche-Beiträge, die Auswahl der Autoren und Interviewpartner zeigen in der Summe eine komplett unverständliche Sympathie für den russischen Aggressor. Gleichzeitig offenbart diese Grundhaltung eine erschütternde Herzlosigkeit gegenüber dem Leiden des überfallenen, täglich bombardierten ukrainischen Volkes, das nun seit bald zwei Jahren sein Leben, seine Freiheit und Zukunft gegenüber dem menschenverachtenden Aggressor verteidigt. Diese Herzlosigkeit ist genauso unerträglich wie die offensichtliche Täter-Opfer-Umkehr, die Ignoranz gegenüber der europäischen Geschichte der letzten 85 Jahre und der ständige subkutane oder gar offen formulierte, fast schon pathologische Antiamerikanismus. Die Faktenlage wird durch Propagandamärchen relativiert. Die Rolle der Nato – deren oberste Militärs im Rahmen der vertrauensbildenden Massnahmen bis in die 2020er Jahre hinein, gewiss bis 2019, regelmässig Kontakt zur militärischen Führungsspitze Russlands pflegten – wird konsequent falsch dargestellt. Dass die russische Generalität genau wusste, dass die Nato weder die Fähigkeit für einen Angriff auf Russland noch in keiner Weise weder kurz- noch langfristig die Absicht hatte, Russland anzugreifen, wird in der Weltwoche unter den Tisch gekehrt. Es bleibt die Hoffnung, dass sich die Dinge bessern. Dann kann ich wieder über ein Abonnement nachdenken.

Egon Knecht, Oberwil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





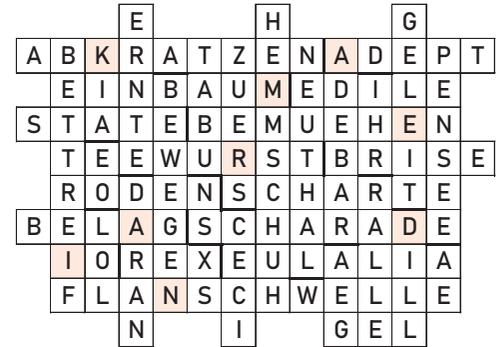
Lösungswort — Wundabsonderung in der Pferdeklinik?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 dasselbe wie eine Schwebebahn? 10 wenn zweibeinig, nicht genügsamer als andere Menschen auch 13 etwas für Elektriker, aber auch Liebhaber klassischer Poesie haben Freude ... 14 europaweit genormter Mist? 16 feinstofflich, aber zur Hälfte aus Holz 18 in etwa die Menge, die das berühmte halbvolle bzw. halbleere Glas enthält 19 kreuzworträtselaffiner Schwanzlurch 20 dieser Wochentag ist hier auch hier 21 bei ihnen zählen die äusseren Werte 22 ganz schön frech und zum Beispiel in Postkistenstapeln versteckt 23 ist etwa 11600 km² gross und in allen Muskatarten enthalten 25 ist laut Magier Dumbledore zugleich etwas Schönes und etwas Schreckliches und sollte daher mit grosser Vorsicht behandelt werden 27 liegt südlich von Graz und ist alles andere als kurz 29 wie eine Stimmbandband musiziert 32 verbindend wirkender Akkusativartikel 33 produziert weisse Mäuse, Frösche und mehrere Bärenarten 35 Auszeichnung für besonders gutes Enterprise Risk Management? 36 kommt in «Fifty Shades of Grey» vor

Senkrecht — 1 macht Stillleben auf denen Trinkgefässe zu sehen sind? 2 verkürzte 60 Minuten 3 wirken ziemlich verloren 4 damit können Engländer aus dem Vollen schöpfen 6 z. B. als 11 senkrecht immer noch auf den Beinen 7 das richtige Auto für einen «All I coulda»-Aufkleber 8 ist beim Nach-Appenzell-wandern mit dabei 9 passender Partner für das Huhn, das goldene Eier legt? 10 seine Produkte verleihen Würze oder bremsen aus 11 Musikakademie mit Unterbruch 12 wäre in diesem Fall be 15 aus Freidenkersicht ein Idealzustand 17 mehr als nur arg 24 verjährtes «im Jahre» 26 britische Masseinheit für die Leistung, auch verwendbar für den Druck 28 internationales Ziel 30 abschätzigster Europahymnen-Abschnitt 31 was einstige Genossen leisteten 34 diese Erfindung liess der Australier John Keogh 2001 erfolgreich patentieren

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 855



Waagrecht — 4 ABKRATZEN 10 ADEPT (adep) 12 EINBAUM 14 EDILE (éd-île, ital. f. Bau-) 16 STATE (engl. f. Staat) 17 [B]EMU[EHEN] 18 TEEWURST (Tee wurst) 20 BRISE (B-rise) 21 RODEN 24 [S]CHART[E] 26 BELAG (Anagramm) 28 SCHARADE 31 IO (Jupitermond, in Ordnung) 32 REX (lat. f. König, «Kommissar Rex») 34 EULALIA (griech. f. die Redegewandte) 37 FLANSCHWELLE (Flan-Schwelle) 38 (I)GEL

Senkrecht — 1 ERNTE 2 HEMMSCHUH 3 GELEIT 5 BETTREIF 6 (S)KI Anzügen 7 TABU 8 ZUERST 9 NEUTHAL 10 ADEBAR (Fabelname d. Storches; a de Bar) 11 PENSEE (Pen-See) 13 BE[WEG]EN 15 IHR 19 (G)EODaten / EO ipso 22 RaDARANlagen 23 NS 25 (K)RALLEn 27 LOL 29 CECI (franz. f. dies) 30 GeldILLusion 33 XS 35 AEG 36 AE

Lösungswort — **KAMERADIN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Rede und Gegenrede.

Jetzt neu!
E-PAPER
AUSGABE FÜR
DEUTSCHLAND

www.weltwoche.de



Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

